

JIMMY SPIDER

VON RAPHAEL MARQUES



...EIN FANTASY-AGENTEN-THRILLER

Raphael Marques
Jimmy Spider Band 2
Folgen 11 - 20

www.geisterspiegel.de

Cover © 2008 by Tommy Tohang
Coverbild © 2008 by Michael Sagenhorn

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung der Herausgeber und des Autors wiedergegeben werden. Die private Nutzung (Download) bleibt davon unberührt.

Copyright © 2013 by Geisterspiegel
Geisterspiegel im Internet: www.geisterspiegel.de

Inhalt

Folge 11

Jimmy Spider und der Orden des Tigers

Folge 12

Jimmy Spider und der Kobold im Regenbogen

Folge 13

Jimmy Spider und das Rendezvous

Folge 14

Jimmy Spider und der Bluthenker vom Popocatépetl

Folge 15

Jimmy Spider und der geheime See

Folge 16

Jimmy Spider und die Kronjuwelen

Folge 17

Jimmy Spider und die Zeitreise - Teil 1 einer Doppelfolge

Folge 18

Jimmy Spider und die gnadenlosen Sieben - Teil 2 einer Doppelfolge

Folge 19

Jimmy Spider und das Auge von Crivos

Folge 20

Jimmy Spider und die schwarze Box

Jimmy Spider und der Orden des Tigers

Das finstere Schloss, das das Ziel meiner mitternächtlichen Dienstfahrt darstellte, lag genau da, wo man ein finsteres Schloss vermutet – auf einem Hügel, umgeben von einem nicht weniger finsternen Wald.

Doch eben jenes Schloss war nicht irgendein finsternes Schloss – es war das Hauptquartier des Tigerordens, einer mächtigen und einflussreichen Gruppe (oder besser Sekte), die nun um ihre Existenz fürchtete. Es gab gewisse Informationen darüber, dass ihr Heiligtum, das außer den Mitgliedern dieser Vereinigung noch nie jemand zu Gesicht bekommen hatte, gestohlen werden sollte. Also hatten einige Ordensbrüder ihre Beziehungen spielen lassen, sodass nun die TCA eingeschaltet worden war, um den mysteriösen Gegenstand zu bewachen.

Diese Aufgabe war jedoch nicht nur mir aufgetragen worden. Ein sechsköpfiges Spezialkommando der TCA unter der Leitung eines Commander Rathbone bewachte bereits das Gebiet um das – wie gesagt – finstere Schloss.

Zudem hatte ich wieder einmal eine hübsche Begleitung bekommen: Tanja Berner, die junge Schweizerin, die ich noch gut von einem wenig appetitlichen Fall vor einigen Wochen in Erinnerung hatte. Allerdings schien sie nicht unbedingt begeistert von diesem Auftrag zu sein. Zugegeben, ich konnte mir auch Schöneres vorstellen, als mitten im Nirgendwo einigen Sektierern dabei zu helfen, ihr Heiligtum vor einer Bedrohung zu schützen, die wahrscheinlich noch nicht mal selbst von sich wusste.

Neben mir hüstelte meine junge Kollegin. Sie trug das gleiche Outfit wie bei unserer letzten Begegnung, nur hatte

sie diesmal noch eine braune Wolljacke übergezogen.

»Ähm ... Mr. Spider?«

»Ja, Miss Berner?«

»Was denken Sie, was uns erwartet? Ich meine, sind Sie auch der Ansicht, dass es jemand auf den Tigerorden abgesehen hat - oder ist das nur eine Erfindung dieser Sekte?«

Ich wiegte meinen Kopf. »Nun ja, wenn dieser Orden wirklich existiert, muss er ungemein wertvoll sein. Etwa so wie die Mona Lisa, nur für Tierliebhaber.«

Tanja Berner stutzte für einen Moment, dann lächelte sie kurz zu mir herüber und wandte ihren Blick wieder der nächtlichen Umgebung zu.

Langsam rollten wir dem alten Gebäude entgegen. Durch die Bäume und die Dunkelheit wäre es normal nicht zu erkennen gewesen, aber man hatte Straßenlaternen an der Einfahrt errichtet. Außerdem brannte in einigen Zimmern Licht.

Wir fuhren auf ein altes Eisentor zu. An der rechten Seite stand ein kleines Wachhäuschen. Da auch darin Licht brannte, konnte ich erkennen, dass ein leicht übergewichtiger Sektierer dort seinen Dienst schob.

Ich hielt vor dem Tor an, stieg aus und lief zu dem Wächter. Über mir hörte ich ein leichtes Donnerrollen. Ein Gewitter schien sich anzukündigen.

Als ich bereits direkt vor seinem Arbeitsplatz stand und er mich noch immer nicht gesehen hatte, klopfte ich gegen die Fenster.

»Hallo, aufwachen!«

Der glatzköpfige Mann in einer blauen Uniform sprang wie ein fleischgewordener Kastenteufel in die Höhe, schrie und fuchtelte wie wild mit einer Pistole herum.

»Wie – was – warum? Polizei, Rote Khmer, Sowjetpanzer im Anmarsch! Zu den Waffen!«

Ich rückte mein Outfit zurecht, bevor ich reagierte. »Beruhigen Sie sich wieder. Ich bin angemeldet. Sie hatten mich herbestellt.«

Endlich hatte der Mann mich bemerkt. Er lief rot an und steckte seine Pistole wieder weg, bevor er sich mir entgegen neigte. »Wer sind Sie? Der Milchmann?«

»Wieso? Hatten sie einen bestellt?«

Der Wächter schaute mich nur mit großen Augen an.

»Mein Name ist Jimmy Spider. Ich bin von der TCA. Sie hatten uns doch als Unterstützung angefordert – oder?«

Der Mann geriet langsam ins Schwitzen. »Ja ja, natürlich. Sagen Sie das doch gleich. Ich werde Sie anmelden, dann öffne ich Ihnen das Tor. Warten Sie im Wagen.«

»Ganz wie es Ihnen beliebt.«

Ich wand mich ab und ging zurück zum Wagen, in dem mich Tanja Berner mit einem zarten Lächeln empfing.

»Na, Probleme gehabt?«

Ich schenkte ihr nur einen vielsagenden Blick und ein Schulterzucken.

Endlich schob sich vor uns das Tor auf und wir konnten passieren. Im Vorbeifahren schaute ich noch einmal zu dem Wächter hinüber, der sich offenbar wieder in den süßesten Träumen befand.

Nachdem wir eine kleine Buchenallee durchfahren hatten, erreichten wir den Eingang des viergeschossigen Gebäudes, das mich entfernt an das Sandringham House erinnerte. Dem hatte ich vor vielen Jahren einmal mit meiner damaligen Noch-nicht-Ex-Frau einen Besuch abgestattet. Aber seit ich damals ein Mitglied eines (damals noch) welt-

bekanntem Verbrechersyndikats im Schlafgemach der Hausbesitzerin in die ewigen Jagdgründe geschickt hatte, hatte ich dort Hausverbot. Das sollte mir hier nicht passieren.

Ohne jede Hektik stiegen wir aus und sahen uns um.

»Hübsch hier«, murmelte meine Partnerin.

Ich wollte schon etwas antworten, als sich das Funkgerät, das ich in einer meiner Anzugtaschen trug, meldete. Ich kramte es heraus und schaltete den Funk an.

»Ja, wer ist da?«

Eine kratzige, leicht zischende Stimme meldete sich. »Commander Rathbone, Sir! Sind Sie gut angekommen, Mister Spider?«

»Sie würden sich ja wohl kaum melden, wenn Sie das nicht selbst wüssten, Commander.«

»Auch wieder wahr.«

Ich verdrehte die Augen. Der Mann wollte wohl einfach nicht zur Sache kommen. »Und, wie ist die Lage?«

»Wunderschön. Dieser Wald gibt dem Gebäude so etwas richtig Ehrfürchtiges. Einfach fantastisch. Meiner Verlobten würde es bestimmt auch ge...«

»Nein, ich meine, ist alles in Ordnung hier? Gab es Zwischenfälle?« Langsam ging mir der Kerl auf die Nerven.

»Ach so ... nein. Meine Männer und ich haben noch nichts Ungewöhnliches bemerkt.«

»Gut. Melden Sie sich, wenn sich etwas ändert!«

»Verstanden, Sir!«

Ich steckte das Funkgerät wieder weg.

Tanja Berner schickte mir wieder einen vielsagenden Blick entgegen.

Ich hob meinen rechten Zeigefinger. »Sagen Sie nichts!«

Sie reckte ihre Hände hoch und grinste. »Ich werde mich hüten!«

Statt weiter zu flachsen, wandten wir uns dem zweiflügeligen Eingangstor zu. Doch bevor wir nach einer Klingel suchen mussten, öffnete sich das Tor wie von Geisterhand und ohne das klischeehafte Knarren.

Wir traten gemeinsam ein. Uns empfing ein weitläufiger Empfangssaal. An der Decke hing ein so gewaltiger Kronleuchter, dass selbst die Queen vor Neid erblasst wäre.

Auch die Einrichtung war nicht minder prunkvoll. Wir schritten bereits auf einem roten Teppich, der mit Sicherheit nicht weniger teuer gewesen war. Alte Schränke, Bücherregale und eine Vielzahl von Bildern zierten die weiß angestrichenen Wände. Außerdem sahen wir einige zähnefletschende Tigerköpfe, uns unbekannte Schriftzeichen und verschiedenste aufgehängte Fahnen und Flaggen.

Von der Treppe, die in die höheren Stockwerke führte, erreichte uns ein leichtes Hüsteln.

Als wir unsere Blicke anhoben, sahen wir einen gut 1, 80 Meter großen, älteren Mann mit einer Halbglatze. Sein knochiges Gesicht strahlte förmlich vor Arroganz.

Aber erst an dem Aufzug des Mannes konnte selbst ein fast Blinder erkennen, dass wir es mit einem (mit Sicherheit ranghohen) Mitglied des Tigerordens zu tun hatten. Er trug eine schwarze, ausladende Robe, an der vor allem der gelbe, eingestickte Kreisel an der linken Brustseite ins Auge stach.

Zur Begrüßung streckte er uns seine Arme entgegen, als wollte er uns im nächsten Moment an sich drücken.

Seine Stimme klang trotz seines Alters jung und frisch. »Willkommen, Mr. Spider! Und wie ich sehe, haben Sie ihre

Kollegin Tanja Berner gleich mitgebracht. Ich habe schon einiges von Ihnen beiden gehört.« Er nickte uns zu. »Ich bin mir sicher, mit Ihnen und Commander Rathbones Einheit wird unserem größten Schatz nichts passieren.«

Ob der Mann wirklich Vertrauen in uns hatte oder uns nur etwas vorspielte, ließ sich nicht herausfinden. Ich wunderte mich nur, dass von dem Tigerorden keine Wachleute zu sehen waren.

Ich war der Erste, der den Mann ansprach. »Und mit wem haben wir die Ehre?«

Der Mann schlug sich sinnbildlich gegen die Stirn. »Ach, entschuldigen Sie. Ich habe mich noch gar nicht vorgestellt. Mein Name ist Basil MacArthur. Schottischer Hochadel in der 27. Generation. Es ist mir außerdem eine besondere Ehre, den letzten männlichen Nachkommen der Familie McShady hier in meinem Haus begrüßen zu dürfen.« Er schaute mich direkt an. Doch anstatt seinen Blick zu erwidern, wie ich es bei jedem anderen Thema getan hätte, wandte ich ihn ab. Über diese Angelegenheit wollte ich kein Wort zu viel verlieren.

»Eine schöne Einrichtung haben Sie hier«, sagte Tanja Berner, um uns von diesem Thema abzulenken. Obwohl selbst sie, wie eigentlich fast niemand, über meine Vorfahren Bescheid wusste, reagierte sie vollkommen abgebrüht. Ingeheim konnte ich mich dafür nur bei ihr bedanken.

»Ja, das ist wahr. Das verdankt unser Orden den überaus großzügigen Spenden unserer vielen Mitglieder. Und auch wenn es vielleicht nicht unbedingt offensichtlich ist, ist dieses Haus doch der Kernpunkt unseres Ortes. Hier fließt all unser Wissen zusammen, unsere Geschichte, unsere ...«

Tanja Berner wiegelte ab. »Schon gut, schon gut. So ge-

nau wollte ich es gar nicht wissen.« Dafür erntete sie einen bösen Blick MacArthurs. Doch sie blieb kühl. »Was mich viel mehr interessieren würde, ist, wo die restlichen Bewohner und Wachen dieses Hauses sind, was für eine Position Sie eigentlich in dem Orden bekleiden und wo sich nun dieser überaus geheimnisvolle Tigerorden befindet.«

Basil MacArthur grinste wieder arrogant vor sich hin. »So viele Fragen, junge Dame. Aber ich werde ihre Neugierde stillen.

Nun, der einzige offizielle Bewohner bin ich. Wachen gibt es hier noch, keine Sorge, nur halten sie sich dort auf, wo sie einem nicht direkt ins Auge springen. Mehr im Hintergrund.

Meine Position, nun, sagen wir einfach, ich gehöre nicht gerade den untersten Legionen unseres Ordens an. Das muss für Sie reichen.«

Wenig begeistert verschränkte meine Partnerin die Arme. »Und der Orden?«

MacArthur kicherte. »Glauben sie denn wirklich, das werde ich Ihnen verraten?«

Jetzt mischte ich mich wieder ein. »Wenn Sie wollen, dass wir ihn beschützen, müssen Sie uns schon sagen, wo er sich befindet.«

»Nein! Ihre Aufgabe ist es, einen Diebstahl zu verhindern. Mehr müssen Sie nicht erfahren.«

Jetzt wurde ich langsam sauer. Aber es gab sicher noch eine Möglichkeit, den Mann zum Reden zu bringen.

»Wenn Sie es uns nicht sagen, werde ich die ganze Aktion abblasen und Sie können zusehen, wie sich ihr ach so toller Orden auf Nimmerwiedersehen verabschiedet.«

Ich machte mit meinem Kopf ein Zeichen für Tanja Ber-

ner, das besagte, dass wir gehen sollten. Wir wollten uns bereits abwenden, als MacArthur doch noch zurückruderte.

»Nein, nein, warten Sie!« Er spielte etwas nervös mit seinen Händen herum. »Also gut, ich werde Ihnen sagen, wo sich der Orden befindet.«

Ich lächelte zufrieden in mich hinein. Dieser Trick funktionierte doch immer wieder.

MacArthur atmete tief durch. »Der Orden befindet sich in einem kleinen Seitenflügel, der halb unter der Erde liegt. Dort liegt er nicht auf dem Präsentierteller und kann optimal überwacht werden. Sind Sie jetzt zufrieden?«

Ich zumindest nicht. »Führen Sie uns hin!«

Jetzt wurde unser Gastgeber langsam richtig nervös. Fahrig fuchtelte er mit seinen Händen herum und rang nach Fassung. »Nein, das kann ich nicht. Das ist nicht möglich. Dieser Ort ist nur den höchsten Ordensbrüdern zugänglich, keinen Außenstehenden und vor allem keinen Frauen und ...«

Tanja Berner hob nur die Schultern. »Sie haben die Wahl.«

MacArthur sah sich hastig um, wie jemand, der hoffte, nicht beobachtet zu werden, und selbst nicht wusste, was er eigentlich tun sollte. Schließlich beruhigte er sich jedoch wieder und nickte uns entgegen. »Also gut. Ich verstoße zwar damit gegen eines der ehesten Gesetze unseres Ordens - aber das auch nur, um unser größtes Heiligtum zu schützen. Wenn der Tigerorden in falsche Hände gerät, kann das fatale Folgen, nicht nur für uns, sondern auch für die ganze Welt haben.«

Ob er nicht jetzt schon in den falschen Händen war, ließ ich mal dahin gestellt. Laut TCA-Informationen war der

Orden aber beileibe nicht so ehern, wie MacArthur tat. Zwar waren neben den normalen Menschen auch einige gut betuchte Personen und sogar einflussreiche Politiker Mitglieder in dieser Vereinigung, aber sicher kaum einer, nur um den okkulten Ritualen des Ordens zu frönen. Der Tigerorden war viel eher an Manipulationen von Regierungen, Putschversuchen und dem internationalen Waffenhandel beteiligt. Trotzdem gab es sicher Tausende von Mitgliedern, die diesem Orden fanatisch bis in den Tod folgen würden.

Basil MacArthur schritt die Treppe hinab und gab uns ein Zeichen, ihm zu folgen. Unser Weg führte uns tiefer in das altehrwürdige Gemäuer, vorbei an unzähligen Bildern, die vermutlich ehemalige Mitglieder des Ordens früherer Jahrhunderte darstellten. Darüber hinaus sahen wir so manch andere Antiquitäten und Kostbarkeiten. Bei manchen von diesen Dingen fragte ich mich, wie viel Einfluss diese Sekte doch besitzen musste, um diese unbezahlbaren Gegenstände hier zu horten.

An einer kahlen Wand blieben wir stehen.

MacArthur wies auf diese Stelle. »Der Seitenflügel, den ich bereits erwähnt habe, ist nicht offen vom Inneren zugänglich. Man muss schon ein hohes Ordensmitglied sein, um dort eintreten zu dürfen.«

Unser Führer trat an die Wand und klopfte in einem Rhythmus, den man sich als Normalsterblicher unmöglich merken konnte, etwa eine Minute lang, an ihr. Gleichzeitig hörten wir ein heftiges Donnern, das die Wände erzittern ließ. Offenbar stand uns ein gewaltiges Gewitter bevor.

Das nächste Grollen, das wir hörten, war jedoch keines natürlichen Ursprungs. Vor uns schob sich eine mannshohe

und etwa einen Meter breite Öffnung in der Wand auf. Offenbar ein Geheimgang.

Ich blickte MacArthur ins Gesicht und lächelte. »Nach Ihnen.«

Der Ordensmann sagte nichts, als er an mir vorbei ging und den Gang betrat. Die Wände hier waren nicht gestrichen und zeigten noch den ursprünglichen Stein, aus dem das Gemäuer erbaut worden war.

In den Wänden waren kleine Öffnungen eingelassen, aus denen schwacher Lichtschein flackerte. Offenbar brennende Ölleuchten.

Der Reihe nach gingen MacArthur, Tanja Berner und ich den Gang entlang, der leicht bergab führte, bis wir in einen weiteren saalartigen Raum gelangten, der jedoch viel kleiner war als die Empfangshalle.

Als ich an die mit Fackeln erleuchteten Wände schaute, lief es mir eiskalt den Rücken herunter. Fürchterliche Fratzen, die der tiefsten Hölle entsprungen zu sein schienen, waren an allen vier Raumseiten mit schwarzer und gelber Farbe an die Wände geschmiert worden. Offensichtlich hatten wir den Raum aller Räume erreicht. Hier irgendwo musste der Tigerorden sein.

Erst jetzt sah ich, dass sich in der Mitte des Raumes eine kleine Säule befand, die in Brusthöhe endete. Ihr näherte sich MacArthur.

Ein Blitz, der mit einem gewaltigen Donnern grollen einherging, erleuchtete kurzzeitig den Raum. Als Tanja und ich kurz zu den drei Fenstern blickten, die etwa zwanzig Zentimeter über unseren Köpfen begannen und von dort etwa zwei Meter in die Höhe reichten, waren sie schon wieder in Dunkelheit getaucht.

Trotzdem schärfte ich meinen Blick. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass sich an den Fenstern irgendetwas verbarg. Aber erkennen konnte ich nichts.

Wahrscheinlich war es irgendeine Fledermaus, die sich hierher verirrt hatte.

Ich blickte wieder auf Basil MacArthur, der direkt vor der kleinen Säule stand und auf sie hinab stierte.

Auch Tanja Berner und ich näherten uns jetzt dem Steingebilde.

Erst beim Näherkommen erkannte ich, dass in die Säulendecke eine etwa handgroße Kuhle eingelassen war. Als ich in sie hineinblickte, musste ich erst einmal tief durchatmen. Auch meiner Partnerin ging es nicht anders.

Wir hatten den Orden des Tigers gefunden!

Auf den ersten Blick sah es mehr aus wie ein übergroßes, bronzefarbenes Medaillon. In der Mitte der glatten Scheibe zeichnete sich tatsächlich das farbechte Gesicht eines Tigers ab. Wie es möglich war, so etwas wie diesen Orden zu schaffen, wusste ich nicht. Aber mir war jetzt klar, was für eine Wirkung dieser Gegenstand auf die Ordensmitglieder haben musste. Auch ich spürte, dass von diesem Medaillon irgendetwas ausging, was nicht in Worte zu fassen war.

MacArthur sagte nichts mehr und trat von der Säule weg. Er stellte sich etwas abseits hin, den Fenstern zugewandt, und starrte die Wand an.

Draußen musste es angefangen haben zu regnen, denn ich hörte das harte Prasseln der Regentropfen, die auf die Fensterscheiben trafen.

Plötzlich hatte ich ein merkwürdiges Gefühl. Es war, als würde sich ein grauenvolles Unheil ankündigen, und noch ehe ich meinen Gedanken zu Ende geführt hatte, geschah

etwas, mit dem ich dennoch nie im Leben gerechnet hatte.

Ein gewaltiger Blitz schoss vom Himmel hinab und traf etwas, was sich direkt vor dem Gebäude befand. Womöglich ein Baum, aber das war unwichtig.

Das Licht des Blitzes erleuchtete gleichzeitig alle Fenster und gab den Blick auf eine Gestalt frei, die direkt über Basil MacArthur an der Innenseite des Fenstersimses stand und eine gewaltige Axt erhoben hatte, um dem Mann den Schädel zu spalten. Die Gestalt lachte wie irre auf, bevor sie die Waffe auf den Kopf des unglücklichen Basil MacArthur niedersausen ließ und ihr mit einem Schlag den Schädel spaltete. Blut spritzte durch den Raum, während die Gestalt des Mannes erzitterte.

Doch der Tote fiel nicht. Die Axt steckte weiter in seinem gespaltenen Kopf und wurde von seinem Mörder gehalten.

Wie in Trance wanderte mein Blick an der Gestalt entlang nach oben. Endlich erkannte ich mehr Details. Der Mann – ich war mir mittlerweile sicher, dass er einer war – trug schwarze Handschuhe, schwarze Schuhe, eine schwarze Hose, einen schwarzen Ledermantel, kurze schwarze Haare und ... sein Gesicht. Es war nicht schwarz, aber in diesem Moment wusste ich, wer MacArthurs Mörder war – niemand anderes als Raymond Sterling!

Auf dem Gesicht von Ray, wie er sich selbst nannte, breitete sich ein geradezu teuflisches Grinsen aus. »Na, überrascht, Spider?«

In diesem Moment fiel mir darauf keine Entgegnung ein.

Sterling lachte geradezu meckernd. »Natürlich sind Sie überrascht. Wie sollte es auch anders sein. Wie hätten Sie wissen sollen, dass ich derjenige bin, der es auf den Orden abgesehen hat. Oder sagen wir lieber, jemand hat ein gro-

ßes Interesse daran, dieses unfassbar wertvolle Schmuckstück in seinen Besitz zu bringen.« Während seiner Rede zog er seine Axt aus MacArthurs Kopf. Die Leiche des Ordensmannes fiel gegen die Wand und blieb in einer grotesken Haltung stehen.

»Und wie ich sehe, haben Sie eine überaus hübsche Begleiterin mitgebracht.« Raymond Sterling winkte meiner Partnerin entgegen, die geschockt zusammenzuckte. »Ich würde mich mit ihr ja zu gerne etwas näher beschäftigen, aber ich habe euch beide bereits ein paar Freunden von mir versprochen. Oder sollte ich besser sagen – euer Fleisch.«

Als wären Rays Worte ein Startsignal, brachen vor uns die Fenster ein, und mindestens ein Dutzend der mir bereits zur Genüge bekannten Monchoppies kamen in den Raum hinein. Gleichzeitig erhob Sterling seine Axt, um uns in mundgerechte Stücke zu zerteilen.

Tanja Berner war neben mir förmlich erstarrt und konnte ihren Schock kaum in Worte fassen. »Was- was ist das ...?«

Ich handelte intuitiv. »Nicht reden, laufen.« Ich fasste nach ihrem Arm und riss sie mit mir.

Um meine Desert Eagle zu ziehen, blieb mir keine Zeit, denn die ersten von Sterlings Kuscheltiermonstern drängten bereits zähnefletschend in den Raum.

Ich wollte schon den Geheimgang zur Flucht benutzen, als ich sah, dass sich auch dort zwei blaue Monchoppies hineingedrängt hatten.

Vor uns lachte Raymond Sterling. »Tja, Spider, sieht aus, als wären Sie uns ins Netz gegangen.«

»Abwarten.«

Ray grinste nur. »Was soll Sie jetzt noch retten?«

Das war eine gute Frage.

Tanja und ich drängten uns gegen die Wand gegenüber den Fenstern.

Ich zog zwar meine Desert Eagle, doch viel Hoffnung brachte sie mir nicht. Vielleicht konnte ich damit Sterling und ein paar Monchoppies in Schach halten, aber der Übermacht würde ich letztlich nichts entgegensetzen können.

Auch meine Partnerin hatte sich wieder gefangen und ihre Pistole, eine Glock, gezogen.

Vor uns drängten sich immer mehr Monchoppies in den Raum. Selbst mit Dauerfeuer konnten wir dieser Übermacht nicht entgehen.

Ich lehnte mich mit einer Hand gegen die Wand, die an dieser Stelle plötzlich nachgab. Gleichzeitig feuerte Ray seine Schößtierchen an. »Fasst Sie!«

Doch bevor wir zu Kuscheltiermonsterfutter verarbeitet werden konnten, fielen Tanja und ich unvermittelt nach hinten und rollten einen Gang hinab, der vor einer Sekunde noch nicht da gewesen war.

Ich hielt mir die Hände schützend gegen den Kopf, während sich die Welt um mich herum wieder und wieder drehte und das Licht des Raumes langsam verschwand.

Ich wusste nicht, wie lange es gedauert hatte, bis ich wieder zur Ruhe gekommen war, aber ich sah eines auf den ersten Blick – nämlich, dass ich nichts sah.

Um mich herum war es stockdunkel. Ich wollte schon meine Taschenlampe herausholen, als etwas über meine Nase strich.

»Mr. Spider?«

»Nennen Sie mich ruhig Jimmy, Miss Berner.«

»Nur wenn Sie aufhören, mich *Miss Berner* zu nennen.«

»Okay, ... Tanja. Dann können wir auch gleich beim *du*

bleiben. Wie dem auch sei, hast du eine Ahnung, wo wir hier stecken?«

Bevor Tanja mir antwortete, schaltete sie ihre Taschenlampe ein. Ich tat es ihr gleich.

Das Licht meiner Partnerin strich über unzählige Weinfässer und -flaschen.

»Also, das Schlafgemach ist das wohl nicht, Jimmy.«

»Wohl eher das Lustgemach der Ordensbrüder.«

Tanja lachte kurz, doch bevor wir uns weiter unterhalten konnten, wurden wir von einem leisen Knurren unterbrochen.

Die Monchoppies! Ich hatte sie in den letzten Sekunden komplett vergessen. Ich sah mich kurz um. Etwa fünf Meter vor uns erkannte ich zwei leuchtende gelbe Punkte in der Dunkelheit, die sich rasend schnell auf uns zu bewegten.

Ich zögerte nicht lange und schoss.

Zwei Kugeln sirrten auf den Monchoppie zu und durchschlugen seinen Kopf, der jetzt auch im Lichtschein unserer Taschenlampen zu sehen war. Sofort explodierte der Schädel des Monsters, und nur mit einem Hechtsprung konnten Tanja und ich uns vor dem kochenden Blut, das aus dem Halsstumpf hervorschoß, retten.

Die Körperglieder zuckten noch einige Male kurz, dann lagen sie still. Ein Gegner weniger.

Von irgendwo erklang ein fast schon wahnsinniges Kichern. »Ein kleines Monchoppielein ... Kinderlieder können doch manchmal so entzückend sein. Aber diesmal sind es keine zehn kleinen Monchoppielein insgesamt, sondern zwanzig. Ich habe zwar schon, was ich will, aber euer Fleisch werde ich meinen Freunden trotzdem überlassen.

Viel Spaß noch!«

Sterling kicherte noch einmal, dann war es wieder still.

Tanja tippte mir kurz auf die Schulter. »Was machen wir jetzt?«

»Wir suchen uns ein günstiges Versteck und versuchen von da aus, diese ekelhaften Viecher auszuschalten. Dann ...«

Dann musste warten, denn mein Funkgerät meldete sich wieder.

»Mister Spider?«

»Ja?« Es war wieder Commander Rathbone, nur kam er diesmal schneller zur Sache. So hatte ich jedenfalls gedacht.

»Wir haben hier draußen ein kleines Problem. Etwas ziemlich Wuscheliges hat einen meiner Männer mit einem Pizzaboten für Kannibalen verwechselt. Das Corpus Delicti liegt direkt vor mir und rührt sich nicht mehr.«

Jetzt wurde es mir endgültig zu viel. »Reden Sie nicht so einen geschwollenen Quatsch, Sie Trottel. Sagen Sie mir lieber endlich, was passiert ist!«

Das hatte gegessen. Der Commander sprach nun endlich Klartext. »Ein Monster hat einen meiner Männer angefallen und getötet. Ich habe es daraufhin erschossen.«

Ich atmete tief durch. »Okay. Passen Sie auf: In und um das Gebäude befinden sich noch etwa zwei Dutzend weitere dieser Monster sowie ein Mann, der sie befehligt. Rufen Sie Ihre Männer, bleiben Sie zusammen und versuchen Sie, diesen Mann aufzuhalten. Wenn nicht, kommen Sie in Richtung Haus und versuchen Sie, diese Viecher zu vertreiben.«

»Okay, Sir!« Danach war der Funkkontakt wieder unterbrochen.

Zumindest hatten wir jetzt endlich mal Klartext gesprochen. Besonders sympathischer war mir Rathbone dadurch aber trotzdem nicht geworden.

Auf leisen Sohlen schlichen wir durch den Weinkeller, in dem sicherlich schon so manches *Ordensfest* gefeiert worden war. Stille umgab uns – eine schon fast unnatürliche Stille, denn eigentlich hätte es hier von keifenden und hungrigen Monchoppies nur so wimmeln müssen. Mit diesen bunten, aus fünf runden Gliedern bestehenden Bestien hatte ich vor einiger Zeit in Brasilien schon genügend Erfahrung sammeln können.

Kaum waren meine Gedanken zu meiner ersten Begegnung mit Sterling zurückgewandert, fiel mir auch die Szene in der Höhle, in der das goldene Kätzchen gestanden hatte, wieder ein. Dort waren die Monchoppies auch über die Decke gekrabbelt! Wenn das hier auch der Fall war, konnten wir von Glück reden, noch nicht in einem Monstermagen gelandet zu sein.

Ich wies meine Partnerin an, stehen zu bleiben. »Leuchte mal zur Decke!«

Tanja schaute mich verwundert an. »Tu es einfach, ich erkläre es dir später.«

»Okay.«

Wie auf ein Stichwort klatschte mir etwas Feuchtes auf den Kopf. Wenn das mal nicht Monstersabber war.

»Vorsicht Jimmy!«

Tanjas Ruf kam keine Sekunde zu früh, denn als ich bereits von der Stelle, an der ich stand, zu einem Sprung ansetzte, ließ sich ein rotes Kuschelmonster direkt auf mich fallen.

Zum Glück kam ich noch rechtzeitig weg, und auch mei-

ne Partnerin reagierte geistesgegenwärtig.

Eine Salve feinsten Bleikugeln jagte sie in den Körper des Monchoppies, der sich wild kreischend um die eigene Achse drehte, bis er schließlich tonlos zusammensackte.

Tanja Berner pustete symbolisch den Rauch von der Pistolnmündung. »Wieder einer weniger.«

Ich konnte nur lächeln. Meine Partnerin hatte wirklich einige Fähigkeiten, die mir bisher verborgen geblieben waren.

Weitere Zeit zur Freude blieb mir nicht, denn von der rechten Seite riss mich ein gewaltiger Körper um – ein schwarzes Monchoppie. In der Kürze der Zeit konnte ich noch erkennen, dass es etwas größer als die mir bisher bekannten Exemplare war und aus sechs statt fünf Gliedern bestand.

Schließlich landete ich auf dem Boden und blickte dem weit aufgerissenen Maul des Monchoppies entgegen. Für einen Schuss war es zu spät, und ...

Ich hatte in diesen Momenten schon fast meine Partnerin vergessen, doch nun meldete sie sich furios zurück. Mit einem gewaltigen Tritt beförderte sie das Monster von mir herunter.

Während das Riesen-Monchoppie irgendwo hinein krachte, rappelte ich mich wieder auf und nickte Tanja dankend zu.

Danach warf ich einen Blick auf meinen Angreifer. Oder besser auf dessen Hinterteil, denn das Kuschtiermonster huschte gerade in die Dunkelheit davon.

Doch über einen Sieg konnten wir uns nicht freuen, denn plötzlich erklang von allen Seiten wütendes Knurren. Offenbar hatte die Meute uns endgültig eingekreist.

Tanja und ich leuchteten in die Runde. Mindestens ein Dutzend Monchoppies hatten sich um uns herum versammelt, bereit, uns auf der Stelle in Stücke zu reißen.

Meine Partnerin fasste nach meinem Arm. »Was machen wir jetzt?«

Ich erhob meine Waffe. »Einfach schießen und bis zum Letzten kämpfen.«

Tanja Berner schaute mir traurig in die Augen. Eine Träne lief über ihre linke Wange. Ich wischte sie sanft ab und versuchte, sie zu trösten. »Wenn wir schon sterben sollen, dann zumindest nicht alleine.«

Meine Partnerin erhob jetzt auch ihre Waffe, während sich die Monchoppies für unsere endgültige Vernichtung bereit machten. »Du hast recht. Aber wir werden so viele von diesen Viechern mitnehmen, wie wir können.«

Ich nickte ihr zu und schloss bereits mit meinem Leben ab, als von irgendwoher die Echos von Maschinengewehr-salven aufbrandeten.

Von irgendwoher erreichte uns ein lauter Schrei. »Augen zu!«

Wir taten es sofort und warfen uns auf den Boden, denn ich ahnte schon, was kommen würde – Leuchtgranaten. Commander Rathbone hatte offenbar erkannt, wo der Bär tanzte.

Hätte ich jetzt die Augen geöffnet, wäre ich wohl für die nächsten Monate auf einen TCA-Blindenhund angewiesen gewesen.

Schreie erklangen um uns herum. Die Monchoppies hatten mit dieser Aktion wohl nicht gerechnet.

Ich öffnete meine Augen wieder, nur um zu sehen, dass vor mir ein Monchoppie von einer Kugelsalve zerrissen

wurde. Durch sein kochendes, umherspritzendes Blut riss er zwei weitere seiner Artgenossen mit in den Tod.

Auch ich legte auf eines der Monster an. Eine meiner Spezialkugeln riss seinen Kopf auseinander.

Ich achtete nicht mehr auf das Ende des Monchoppies, denn ein weiteres erschien in meinem Blickfeld. Das große schwarze Vieh hatte es auf meine Partnerin abgesehen und sich bereits auf sie gestürzt.

Ohne viel nachzudenken ergriff ich den Allerwertesten des Kuscheltiermonsters und schleuderte es in die Dunkelheit hinein.

Als ich einen Blick auf Tanja warf, wusste ich, dass ihr glücklicherweise nichts passiert war.

Von irgendwoher erklang Commander Rathbones Stimme. »Sie ziehen sich zurück!«

Tatsächlich, als ich mit meiner Taschenlampe zu dem Geheimgang leuchtete, durch den wir hierher gerollt waren, sah ich die überlebenden Monchoppies, wie sie sich wild schreiend gen Ausgang drängten. Eines der Monster, das schwarze, blieb noch einmal stehen und warf mir einen bösen Blick zu, der wohl so viel wie *Bald sehen wir uns wieder, und dann ist die Rache mein* heißen sollte. Dann folgte es seinen Artgenossen.

Ich atmete tief durch und drehte mich zu meiner Partnerin um, die sich gerade wieder aufrappelte.

»Sieht aus, als wäre unsere Zeit miteinander doch noch nicht abgelaufen, Jimmy.«

Ich lächelte ihr sanft entgegen. »Darauf werde ich noch zurückkommen.«

Danach atmete ich tief durch.

Doch diesmal war mir die Lust auf eine Zigarre vergan-

gen. Dieser Fall war trotz unseres Überlebens ein Schlag ins Wasser gewesen ...

Jimmy Spider und der Kobold im Regenbogen

Nach den letzten Ereignissen waren Tanja und ich noch bis zum Morgengrauen bei dem geheimen Hauptquartier des Tigerordens geblieben.

Zunächst einmal hatten wir die Toten abholen lassen. Neben Basil MacArthur und nicht wenigen Monchoppie-Kadavern (die, wie ich nun erfahren hatte, nach einigen Stunden anfangen, nach Kuhmist zu stinken) hatten auch drei von Commander Rathbones Leuten den Kampf um den Tigerorden mit ihrem Leben bezahlt. Die TCA würde mit Sicherheit ein anständiges Begräbnis für sie organisieren.

Dazu hatten wir bei einer anschließenden Hausdurchsuchung feststellen müssen, dass in einem abgeschotteten Wachraum zwei weitere Tote lagen. Wachmänner der Tigerorden-Sekte, die wahrscheinlich von Raymond Sterling geköpft worden waren.

Unser Gegner selbst war natürlich längst über alle Berge, und auch von den Monchoppies fehlte jede Spur. Unfassbar, dass eine Horde knurrender Kuschelmonster mitten in den schottischen Highlands einfach so verschwinden konnte.

Nun, es würde sicher nicht die letzte Begegnung mit dieser menschenfressenden Horde werden, da war ich mir sicher.

Jedenfalls hatte ich mit meinem Chef telefoniert und zwei

Tage Urlaub herausschlagen können. Selbstredend nicht nur für mich, sondern auch für Tanja Berner.

Mittlerweile tourten wir bereits zwei Stunden in unserem Wagen durch Schottland. Einsame Dörfer, schier unendliche Wälder und eine Landschaft, die jede Postkarte vor Neid erblassen lassen würde, zogen an uns vorbei. Dazu ein strahlender Sonnenschein, der leider langsam aber sicher von einigen bedrohlich dunklen Wolken überdeckt wurde.

Auch meine braunhaarige Partnerin hatte diese düstere Ankündigung bemerkt. »Sieht nach Regen aus, Jimmy.«

Ich nickte nur.

»Vielleicht sollten wir uns irgendwo ein einsames Hotel suchen.«

Ich schaute lächelnd zu ihr hinüber. »Warum denn unbedingt ein einsames?«

Tanja lächelte mich ebenfalls an. »Um die Natur zu genießen.«

»Ach so.« Nicht, dass ich eine andere Antwort erwartet hätte.

Meine Partnerin lächelte weiterhin, wandte aber wieder ihren Blick in Richtung Wolken.

Das hoch technisierte Navigationssystem meines TCA-Geländewagens zeigte mir auf Anfrage allerdings an, dass die nächste Ortschaft gute zwanzig Kilometer entfernt lag.

Über uns grummelte es bereits verdächtig. Dass es bereits in der letzten Nacht ausgiebig geregnet hatte, schien die zurzeit diensthabenden Wettergötter nicht weiter zu interessieren.

Erste Tropfen landeten bereits auf der Frontscheibe.

»Sieht aus, als müssten wir mit einem fahrbaren Hotel

vorlieb nehmen.«

Tanja Berner antwortete, ohne ihren Blick vom Himmel zu wenden. »Das kann auch manchmal sehr kuschelig sein.«

»Bitte, von Kuscheleien habe ich zurzeit die Nase voll.«

Als ich merkte, dass dieser Satz überhaupt nicht so klang, wie ich es eigentlich gemeint hatte, war es bereits zu spät. Tanja Berner beendete unser Gespräch mit einem eingeschnappten »Dein Problem«, danach war erst mal Ruhe.

Ich verdrehte nur die Augen. Das hatte ich mir selbst zuzuschreiben.

Inzwischen intensivierte sich der Regen immer mehr. Waren es vor einige Minuten noch einige Tropfen, fielen nun wahre Sturzbäche an Wasser auf die Erde nieder.

Langsam aber sicher wurde die Umgebung so dunkel, dass ich selbst mit eingeschalteten Scheinwerfern kaum fünf Meter weit sehen konnte.

Eine zweite Sintflut schien sich anzukündigen, denn schon bald schwammen wir förmlich über die Straße.

Als ich eine kleine natürliche Haltestelle sah, wendete ich sofort das Fahrzeug nach links und stellte den Motor ab. Bei so einem Wetter machte eine Weiterfahrt ungefähr so viel Sinn wie ein Skiurlaub in der Wüste Gobi.

»Ich weiß nicht, wie es dir geht, Tanja, aber ich werde jetzt erst mal ein Nickerchen halten. Weck mich, wenn der Regen vorbei ist.«

Meine Partnerin sagte nichts. Ich nahm das einfach mal als ein ‚ja‘ hin und schloss die Augen.

Wenige Minuten später zollte ich bereits den harten letzten Stunden Tribut und schlief ein ...

... nur um einen Augenblick später wieder die Augen zu öffnen.

Verwirrt blickte ich mich um. Das war nicht mehr das Auto, in dem ich eben noch gelegen hatte, sondern ein vor Sonnenlicht schillernder Laubwald.

Grüne Farne, Blätter und Stämme, so weit das Auge reichte. Ein Wald wie im Märchen. So dicht und natürlich, wie es heute kaum noch Gegenden gab.

Und inmitten stand – ich konnte es kaum glauben – ein Topf voller Gold! Bis zur Brust türmten sich schillernde Münzen vor mir auf, die in einem braunen Gefäß lagen.

Irgendwo kicherte jemand. Doch es war niemand zu sehen. Trotzdem, von irgendwo her erklang eine kratzige Stimme.

»Hast du gefunden den Topf voller Gold,
ist dir des Glückes guter Wille hold.«

Links neben mir trat eine Gestalt aus den Büschen. Ein Wesen, das mir gerade einmal bis zur Hüfte reichte. Es trug einen grünen Hut, eine ebenfalls grüne Jacke und eine (wie sollte es anders sein) grüne Hose. Dazu schwarze Schuhe mit einem goldenen Einband.

Ein Mensch war diese Gestalt in jedem Fall nicht, denn neben ihrer Kleinwüchsigkeit besaß sie auch eine runzelige, grünbraune Haut und Augen mit gelben Pupillen.

Das Wesen kicherte wieder.

»Du fragst dich bestimmt *Wie komm' ich hier hin?*,
und natürlich wer ich wohl bin.
Nun, man nennt mich Archibald,
der Kobold aus dem verwunschenen Wald.
Ich bewache mein Gold am Ende des Lichts,

doch wenn ich nicht will, siehst du auch nichts.
Ich warte auf die, die meinen Schatz suchen,
um die, die ihn mir stehlen, auf ewig zu verfluchen.
Doch komm nur, mein Schatz ist auch dein,
so war es, so ist es, so wird es immer sein ...«

Gold ... dieses eine Wort prägte sich in meinem Unterbewusstsein ein. *Gold* ... das Wort versteckte sich, nistete sich in meinem Innersten ein, ohne dass ich etwas dagegen tun konnte. Doch kurze Zeit später schien es wieder verschwunden zu sein.

Das Wesen jedoch war noch nicht ans Ende seiner flammenden Rede gekommen.

»Jimmmyyyy, wach auf, wach auuuuf!«

Ich stutzte. »Hey, Moment, das reimt sich doch gar nicht. Das ist ...«

Plötzlich war die Schwärze wieder da, und eine Sekunde später saß ich wieder in meinem Wagen und blickte in das sorgenvolle Gesicht von Tanja Berner.

»Träumst du immer so komisch, Jimmy?«

Ich konnte nicht antworten, denn ich musste mich erst wieder zurechtfinden. Ich war also nicht in einem verwunschenen Wald, sondern nur in meinem Geländewagen. Und das alles ... war nur ein Traum gewesen? Ich konnte es kaum glauben.

Tanja legte mir ihre Hand auf die Schulter und danach an die Wange. »Fieber hast du jedenfalls nicht.«

Mittlerweile konnte ich wieder einigermaßen klar denken. »Nein, nein, ich habe nur etwas Seltsames geträumt.«

Meine Schweizer Partnerin schaute mich nur fragend an, deswegen berichtete ich ihr von der grünen Gestalt, dem

Wald und dem Topf voller Gold.

Gold ...

Tanja nickte mir zu, als wüsste sie mehr als ich. »Komisch, dass du als Insulaner nicht weißt, von was du da geträumt hast.«

»Klär mich doch bitte auf.«

»Die Gestalt, von der du geträumt hast, war ein Kobold – oder auch Leprechaun, ganz wie du willst. Es ist doch eine altbekannte Legende, dass am Ende eines Regenbogens ein Topf voller Gold zu finden ist, der von einem Kobold bewacht wird. Hast du davon tatsächlich noch nie etwas gehört?«

Gold ...

Ich schüttelte den Kopf. »Nein. Irgendwie ist mir das entgangen.«

Erst jetzt merkte ich, dass der Regen aufgehört hatte. Nicht nur das, es herrschte wieder strahlender Sonnenschein. Und als ich den Himmel intensiver betrachtete, erkannte ich auch einen Regenbogen, dessen Ende nur wenige Kilometer von uns entfernt zu liegen schien. Natürlich war das nur eine optische Täuschung, denn das Ende eines Regenbogens konnte niemand erreichen. Oder doch? Nach diesem Traum war ich mir nicht mehr so sicher.

Auf jeden Fall hatte ich wieder einen Weg gefunden, meinen ersten freien Tag zu verbringen.

Ich blickte zu meiner Partnerin herüber. »Was hältst du davon, auf Koboldjagd zu gehen?«

Tanja schien wieder bessere Laune zu haben. »Hätte nichts dagegen.«

Sie lächelte kurz und schnallte sich wieder an.

Ich startete währenddessen den Motor und fuhr den Wa-

gen wieder auf die Straße zurück.

Der Teer der Straße glänze noch vor Feuchtigkeit, aber die Reifen fanden dennoch einen Halt.

Als wir die Straße weiterfuhren, mitten durch einen dichten Wald, fragte ich mich, ob das, was ich erlebt hatte, wirklich ein Traum gewesen war, und wenn, ob er nicht von jemandem ferngelenkt wurde.

Normalerweise hätte ich bei so etwas nur den Kopf geschüttelt, aber nach meinem Erlebnis vor Kurzem auf der *Cursed Virgin* sah ich die Sache doch mit anderen Augen.

Minuten vergingen, in denen wir schweigend an den dicken Stämmen der alten Eichen, Buchen (und vielem anderen, mir nicht namentlich bekanntem Gestrüpp) vorbeifuhren. Doch als sich vor uns der Wald öffnete und wir wieder im freien Gelände waren, trauten wir unseren Augen nicht.

»Spinne ich, Jimmy?« Meine Partnerin starrte ungläubig geradeaus.

»Wenn, dann nicht nur du.« Bei mir hatte das aber schon einen familiären Hintergrund.

Was ich zuvor nur geträumt und vermutet hatte, bewahrheitete sich jetzt: Vor uns, auf einem weiteren Hügel, auf dem ein weiterer Wald lag, sahen wir den Regenbogen. Anstatt langsam zu verblassen, war er noch intensiver geworden und schien regelrecht in den Wald hinein zu laufen.

Dort irgendwo musste er stehen, der Topf voller Gold.

Wunderbares, glänzendes *Gold* ...

Ich verscheuchte diesen merkwürdigen Gedanken, drückte aber unbewusst aufs Gas, sodass wir uns dem Ende des Regenbogens noch schneller näherten.

»Jimmy, was machst du?« Tanja Berner schien gemerkt zu haben, dass mit mir irgendetwas nicht stimmte. Es schien,

als würde mich das Gold (*Gold!*) magisch anziehen.

Immer stärker drückte ich auf das Gaspedal, sodass wir in einem irrwitzigen Tempo den Hügel hinauf rasten. Der Wald, in den der Regenbogen schien, rückte näher und näher. Nur noch wenige Meter und dann ...

»JIMMY!« Tanja schrie erschrocken auf und reagierte reflexartig.

Bevor der Geländewagen einem der Bäume einen saftigen Schmatzer auf die Rinde geben konnte, riss sie das Lenkrad vor meinen Augen herum, sodass der Wagen in Pirouetten über die Straße schlingerte.

Schließlich konnte ich mich wieder beherrschen und trat auf die Bremse. Durch den Schwung wurden wir förmlich in den Wald hinein geschleudert, ohne aber einen Baum zu berühren.

Mitten im Grünen blieben wir stehen.

Neben mir atmete Tanja tief durch. »Was war das denn? Wolltest du uns umbringen, Jimmy?«

»Tut mir leid ... ich, weiß auch nicht, was mit mir los ist. Irgendwie zieht mich dieser Ort an. Es war jedenfalls keine Absicht, dass ich uns beinahe zu Waldsalat verarbeitet hätte.«

Tanja Berner blickte mich sorgenvoll an. »Ich glaube es dir ja, aber ...«

»Aber was?«

Sie antwortete mir nicht direkt. »Willst du jetzt wirklich in den Wald?«

Ich sah mich um. »Na ja, wir sind schon drin. Also ziehen wir es auch durch.«

Meine Partnerin nickte mir zu, aber überzeugt schien sie nicht zu sein. Kein Wunder, mir ging es nicht anders. Alles

schien irgendwie mit dem Traum und dem Kobold zusammenzuhängen. Und dem Topf voll *Goooooold*.

Ging das schon wieder los? Ich verdrängte den Gedanken an das schillernde Edelmetall so gut es ging.

Gemeinsam stiegen Tanja und ich aus dem Wagen aus und sahen uns um.

Das TCA-Fahrzeug hatte tatsächlich eine kleine Schneise in die Büsche gerissen, doch der Wald blieb weiterhin dicht. Hier war wirklich ein uriges Stück Natur erhalten geblieben. Die Sonne, die durch das Blätterdach schien, gab der Umgebung etwas Unwirtliches, beinahe Märchenhaftes.

Doch da war noch ein anderes Licht, das durch das Grün der Umgebung drang. Das des Regenbogens.

Ich wies geradeaus in den Wald hinein, dort, wo sich das Licht zu bündeln schien. »Immer der Nase nach.«

Tanja warf mir noch einen kurzen Blick zu, dann marschierten wir los.

Nach wenigen Minuten, in denen wir uns wortwörtlich durch einen Urwald gewühlt hatten, konnte ich mit Fug und Recht behaupten, dass wir es geschafft hatten – uns zu verlaufen.

Und dennoch ... irgendwie hatte ich das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein.

Immer weiter kämpfte ich mich durch die Büsche, Farne und meterhohe Blumen und Gräser, vorbei an mächtigen Stämmen uralter Bäume.

Vor mir schien sich das Licht noch weiter zu intensivieren, Blau, rot, gelb, alle Farben des Regenbogens schienen sich vor mir zu vereinigen.

Plötzlich, ohne jede Vorwarnung, waren wir am Ziel. Und

dieses Ziel war etwas, was ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen hatte.

Ein farbenprächtiger Vorhang, der direkt aus dem Weltall gefallen zu sein schien, verhüllte das Blickfeld vor uns.

Ich streckte meine rechte Hand aus. Als ich das Farbenmeer berührte, spürte ich ein wohliges Kribbeln auf meiner Haut, mehr nicht. Ich war mir nun sicher, auch diese Grenze überschreiten zu können.

Nachdem sich Tanja Berner neben mich gestellt hatte, machte ich den ersten Schritt.

Mein ganzer Körper war mit einem Mal mit diesem Kribbeln übersät, doch als ich einen zweiten Schritt nach vorne gegangen war, verschwand das Farbenmeer, und der Wald lag wieder vor mir.

Auch meine Partnerin hatte die Grenze überschritten.

Ich blickte nach vorne und zuckte zusammen, als ich sah, was nur wenige Meter vor mir stand: der Topf voller Gold. *Gold, Gold, Gold, Gooold ...*

Immer wieder hallte das Wort in meinem Kopf herum. Ich konnte nicht mehr an mich halten und stürzte auf den Schatz zu. Mit beiden Händen zugleich griff ich in den Topf, schnappte mir einige Münzen wiegte sie ehrfurchtsvoll in meinen Händen.

Wie selbstverständlich sah ich zu dem Kobold hinüber, der wie aus dem Nichts neben mir erschienen war.

Er nickte mir faunisch grinsend zu.

»Hast du gefunden den Ort deiner Träume,
sieh nur das Gold, lass es über dich schäume'.«

Normalerweise hätte ich über diesen schaurig schlechten

Reim nur gelacht, doch in dieser Situation hatte er eine besondere Wirkung auf mich. Ich fühlte mich so sicher und glücklich wie noch nie zuvor, und das Gold in meinen Händen schien für mich zu den wertvollsten Dingen auf Erden zu werden. Wertvoller als mein Job, Tanja Berner, ja gar mein Leben. Denn was war schon ein Leben ohne dieses Gold? *GOOOLD!GOOOLD!*

Dieses Wort ... »Gold!« Ich ließ es auf meiner Zunge zergehen. So etwas Schönes hatte ich noch nie gesagt.

Während ich mich an meinem Schatz ergötzte, sah ich teilnahmslos zu, wie sich der Kobold meiner Partnerin näherte.

Sie blickte erschrocken zu mir herüber. »Jimmy, was ist mit dir los? Komm wieder zu dir!«

Gleichzeitig zog Tanja ihre Glock und zielte auf den Kobold.

Doch das sagenhafte Wesen reagierte ebenso schnell und sprang meine Partnerin an. Dabei prellte der Kobold ihr die Waffe aus der Hand.

Während die grüne Gestalt, die genauso aussah wie in meinem Traum, Tanja Berner mit schier übermenschlichen Kräften zu Boden drückte, zog der Kobold mit seiner linken Hand einen Dolch aus seinem Gürtel.

»Nun, da du das holde Weib zu mir gelockt hast, ist das Gold dein. Doch freue dich nicht zu früh. Denn erst hole ich mir ihre Seele, und dann werde ich mir auch deine zuführen.«

Bei seiner Rede lächelte er mir kurz teuflisch zu, was an mir komplett vorbeiging. Ich hatte schließlich mein Gold.

Nur nebenbei bemerkte ich, dass der Kobold mit Reimen aufgehört hatte. Geschwollen wie ein Schwamm in der Sau-

na hatte er trotzdem gesprochen. Offenbar war er so kurz davor sich mal wieder die unschuldige Seele eines Menschen zu holen, um sein eigenes Leben zu verlängern (komisch, woher wusste ich das auf einmal?), dass er auf solche Kleinigkeiten nicht mehr achtete. Sollte er doch, ich hatte schließlich mein Gold.

»Jimmmy, Hilfe! Hilf mir doch! BITTE!« Wie aus weiter Ferne schallte Tanja Berners Stimme zu mir herüber. Die schöne Schweizerin wehrte sich verzweifelt, versuchte, den Messerarm von ihrem Körper wegzudrücken.

Ich dagegen wandte meinen Blick den Goldmünzen zu. Eine fiel mir dabei besonders ins Auge. Auf der glatten goldenen Oberfläche schien sich etwas zu bewegen. Und nicht nur das, ich hatte den Eindruck, als würde sich aus dem Gold ein Gesicht formen.

Ich hielt die Münze ins Sonnenlicht, wurde von der Reflexion geblendet, und plötzlich wurde alles anders.

Der Wald verschwand, der Topf voll Gold, Tanja Berner und der Kobold ebenfalls. Nur die Münze blieb in meiner Hand.

Stattdessen baute sich vor mir eine Szenerie auf, die ich schon einmal gesehen hatte.

Das fliegende Schiff ...

Ich erlebte noch einmal, wie es sich langsam gen Meeresoberfläche neigte, dem sicheren Ende entgegen.

Vor mir erschien wieder Geoffrey McShady. Ich blickte in sein weises, aber schon von Schmerzen gezeichnetes Gesicht. Wieder streckte er mir seine rechte Hand entgegen, nur ergriff er diesmal nicht die Leine meines Fallschirms, sondern die Hand, in der die Goldmünze lag. »Manchmal fehlt dir etwas der Blick fürs Wesentliche.«

Noch einmal blickte ich in sein Gesicht, noch einmal schickte er mir ein warmes Lächeln entgegen, dann verschwand die Szenerie wieder, und ich fand mich in dem Wald wieder, vor dem Topf voller Gold und ein paar Meter neben Tanja Berner, die verzweifelt um ihr Leben kämpfte.

Aber was war hier das Wesentliche? Das Gold? Aber das lag doch schon in meinen Händen.

»Jimmy!«

Die bestimmende Stimme ließ mich zusammenzucken. Doch es war nicht Tanja Berner, sondern die Goldmünze – oder besser, das Gesicht, das sich darauf gebildet hatte. Das Gesicht von Geoffrey McShady.

»Noch offensichtlicher geht es doch wohl nicht. Selbst unter Vollhypnose müsstest du das erkennen!«

»Was erkennen? Was soll ich tun?«

Obwohl mein Vorfahre nur als Gesicht auf der Münze erschienen war, verdrehte er gut sichtbar die Augen.

»Den Kobold abknallen, verdammt noch mal! Jag dieses Drecksbiest zur Hölle und rette deine Freundin! Zeig ihr, wie viel sie dir bedeutet!«

Ich nickte der Münze zu. Noch einmal warf ich einen Blick auf das Gold. Irgendwie war es mir jetzt vollkommen egal.

Wie aus einer Trance erwacht, zog ich meine Desert Eagle, entscherte sie und drehte mich herum.

Der Kobold, der nur noch Zentimeter davon entfernt war, Tanja Berner die Kehle aufzuschlitzen, schien zu ahnen, dass sich etwas verändert hatte.

Sein Blick, auf die Mündung meiner Desert Eagle gerichtet, glitzerte im schieren Wahnsinn.

»Du wirst mich nicht töten, du einfältiger Tor, eher friert die Hölle zu und die Teufel singen im Chor.«

»Dann zieh dich warm an, Goldjunge!« Mit diesen Worten drückte ich ab.

Drei Kugeln schoss ich nacheinander in das monströs verzerrte Gesicht des Kobolds.

Die Spezialgeschosse brachten den Kopf augenblicklich zum Platzen. Der führerlose Körper sackte zusammen und fiel von meiner Kollegin herunter.

Ich trat zu Tanja und half ihr hoch. Sie umarmte mich, und das wohl nicht nur, weil sie so wackelig auf den Beinen war. Ich drückte sie ebenfalls an mich.

Dabei warf ich noch einen Blick auf den Kobold-Torso. Der kopflose Körper löste sich in Sekundenschnelle auf und verwandelte sich in eine braungrüne Lache, die entfernt an das erinnerte, was ich von mir gegeben hatte, nachdem ich einmal zehn verdorbene Eier an einem Morgen gegessen hatte.

Auch der Topf voller Gold verschwand langsam aber sicher. Seine Umrisse verblassten, und schließlich war keine Spur mehr von ihm zu finden. Selbst der Regenbogen hatte sich wie auf ein Stichwort zurückgezogen.

Was blieb, war eine Kobold-Lache und eine schöne Frau in meinem Armen, aus denen sie sich aber nur Momente später löste.

Sie lächelte mich an, flüsterte »Danke« und hauchte mir einen Kuss auf die Lippen, bevor sie sich umdrehte und wortlos den Rückweg antrat.

Ich lächelte ihr sanft hinterher.

Nun, bei so einem Ende konnte ich selbst auf meine Siegeszigarre gut und gerne verzichten.

Jimmy Spider und das Rendezvous

Das Restaurant, in dem ich saß, machte seinem Namen wirklich alle Ehre. *Starlight Inn*, so hieß das wohl beste und dementsprechend teuerste Lokal von ganz Manchester. Hier traf sich tagtäglich die Creme de la Creme der örtlichen Prominenz – mich inbegriffen.

Es war wirklich nicht mein erster Besuch in diesem Edel-Restaurant. Schon allein durch meinen Job war ich nicht wirklich unfreiwillig dazu gezwungen, hier hin und wieder die Spesenrechnung der TCA in die Höhe zu treiben.

Aber dieses Mal hing mein Besuch nicht mit meiner tagtäglichen Arbeit zusammen. Im Gegenteil, ich hatte ein Rendezvous, und das mit niemand anderem als Tanja Berner.

Meine hübsche Schweizer Partnerin hatte keinen Moment gezögert, meine Einladung anzunehmen, nachdem wir uns bei unserem Kampf gegen einen mörderischen Kobold, gelinde gesagt, etwas näher gekommen waren.

Das Geschöpf hatten wir zum Glück erledigt – es hatte sich nach seinem Ende in eine übel riechende Suppe verwandelt. Im *Starlight Inn* hoffte ich auf ein paar bessere Speisen.

Wir hatten uns für 20.00 Uhr verabredet, aber getreu dem Motto *Lieber zu früh als zu spät – oder: Der Job ruft doch noch* hatte ich mich lieber etwas früher in das Lokal begeben.

Der Tisch für zwei Personen, mitten im Saal des Restaurants, war bereits auf meinen Namen reserviert gewesen. Normalerweise bevorzugte ich zwar einen Platz, der nicht so auf dem Präsentierteller lag, aber in diesem Fall machte ich eine wohlwollende Ausnahme.

Der Name des Restaurants kam nicht von ungefähr: Würde ich meinen Blick an die Decke wenden, könnte ich einen prachtvollen (wenn auch digital aufbereiteten) Sternenhimmel betrachten. Auch sonst sah man dem Haus seinen edlen Inhalt an jeder Stelle an. Das Dach wurde von mächtigen Marmorsäulen gehalten, die im Speisesaal verteilt standen.

An den Wänden hingen farbenfrohe Fahnen, Bilder, Gewänder und Teppiche. Selbst aus dem Tischbesteck sprach der pure Luxus. Gläser, die wie frisch geblasen wirkten, eine Bestecksammlung, die selbst eine Großfamilie an einem Tag kaum benutzen konnte.

Etwas zu Essen hatte man mir bereits gebracht. Ein paar kleine Kaviarhäppchen auf geschnittenem Baguette, dazu etwas gesalzene Butter. Ein Glas Wasser wartete ebenfalls sehnsüchtig darauf, getrunken zu werden. Ich tat ihm den Gefallen. Auf die edleren Tropfen würde ich erst zurückgreifen, wenn meine Partnerin eingetroffen war.

Und wie heißt es so schön – *wenn man vom Teufel spricht* (wobei hier eher *gedacht* und anstatt Teufel *Engel*), taucht er nur Sekunden später auf. Grazil und ausgesprochen selbstbewusst schritt meine Partnerin meinem Tisch entgegen. Sie trug – dem Restaurantnamen alle Ehre machend – ein silbern glitzerndes Abendkleid, dazu Damenschuhe mit Absätzen (das ich das bei ihr noch erleben durfte ...). Ihr volles braunes Haar lag wie ein wärmender Mantel über ih-

ren Schultern.

Ich war so von dem Anblick überwältigt, dass ich ungewollt alle Höflichkeit über Bord warf und einfach sitzen blieb. Als ich meinen Fehler bemerkte und aus meinem Stuhl schoss, war es schon zu spät. Tanja hatte sich bereits ihren Stuhl geschnappt und ließ sich langsam darauf nieder.

Mit einem strahlenden Lächeln blickte sie mich erwartungsvoll an. »Hi ...«

»Hi, Tanja. Du siehst ... umwerfend aus.« Das war noch eine Untertreibung.

Sie machte einen etwas verlegen wirkenden Gesichtsausdruck. »Ich dachte, für unser erstes Rendezvous müsste ich mich etwas in Schale werfen.«

»Das ist dir auch wirklich gelungen. Ich ...« Bevor ich weiter sprechen konnte, tauchte wie aus dem Nichts neben mir ein Ober auf. Von der Kleidung her hätte ich beinahe gedacht, dass Emerson, der Butler meines Chefs, mal wieder zum Häppchenverteilen vorbeigeschaut hatte. Stattdessen blickte ich in das Gesicht eines jungen Asiaten.

»Die Karte, Sir?«

»Tut mir Leid, man hat mir keine gegeben. Jedenfalls habe ich keinen Kassierer an der Tür gesehen.«

Der Ober schaute mich verwundert an. »Wie meinen Sie ...«

Tanja Berner unterbrach ihn, bevor er noch weiter Verwirrung stiften konnte. »Ja, bringen Sie uns die Karten.«

Der Asiate nickte ihr zu und zog von dannen. Die Schweizerin hingegen warf mir einen vielsagenden Blick zu, während sie sich etwas von meinem Wasser einschenkte.

»Du hast den armen Jungen ja total aus dem Konzept ge-

bracht.«

Ich hob die Schultern. »Wenn er gleich gesagt hätte, was er wollte, ...«

Aus den Augenwinkeln sah ich, dass unsere Bedienung mit zwei schwarzen Lederheften zurückkehrte und sie uns kurz darauf aushändigte.

Zunächst suchte ich mir mein Menü zusammen. Glücklicherweise war das *Starlight Inn* eines der Lokale, bei denen man noch ohne Lexikon die Speisekarte verstehen konnte. Ich entschied mich für Melone mit Schinken als Vorspeise und ein Rinderfilet mit Röstkartoffeln als Hauptgang. Bei den Getränken blieb ich beim Wasser.

Nachdem ich meine Auswahl getroffen hatte, lugte ich zu Tanja hinüber. Sie bemerkte meinen Blick und lächelte mir zu.

»Es dauert noch einen Moment. Ich bin ziemlich wählerisch.«

Jetzt lächelte auch ich. »Das sollte ich wohl als Kompliment auffassen.«

»Noch meine ich nur das Essen.«

Während unseres Gespräches hatte sich der Ober von der rechten Seite an unseren Tisch geschlichen und wartete scheinbar auf einen geheimen Befehl, um unsere Essenswünsche entgegen zu nehmen.

Als Tanja Berner ihre Speisekarte zuklappte, schien die große Stunde gekommen zu sein – der Ober sprang beinahe unserem Tisch entgegen.

»Darf ich ihre Wünsche entgegen nehmen?«

Ich blickte ihn kurz an und nickte, dann nannte ich ihm meine Bestellung. Danach war meine Partnerin außer Dienst an der Reihe. Sie bestellte sich eine Kartoffelsuppe

mit Minze sowie ein Heilbuttfilet.

Der Ober lächelte kurz und versprach uns, dass es nicht lange dauern würde, bis die Speisen fertig wären, bevor er wieder verschwand.

Nachdem der Mann weg war, beugte sich Tanja leicht über den Tisch, ihre Arme auf die Decke gelegt.

»Was denkst du – wird das heute ein ganz normaler Abend?«

Ich lehnte mich ihr ebenfalls entgegen. »Das hoffe ich doch nicht.«

Tanja lachte kurz, bevor sie antwortete. »Natürlich. Ich meinte, dass wir heute hoffentlich nicht von unserem Job gestört werden.«

»Ich glaube kaum. Die TCA hat ja noch mehr Agenten.« Als ich dabei unwillkürlich an Steven McLaughington dachte, einen Kollegen, der seine Einstellung wahrscheinlich nur seiner entfernten Verwandtschaft zu meinem Chef zu verdanken hatte, war mir nicht mehr ganz so wohl zumute. Ich verscheuchte diesen Gedanken schnell wieder. »Außerdem werden in diesem Edel-Schuppen wohl kaum irgendwelche blutrünstigen Kobolde oder wahnsinnige Superverbrecher samt Kuschelmonsteranhang anbandeln.«

Meine Partnerin krauste die Stirn. »Wollen wir es hoffen.«

Meine Nase begann ohne ersichtlichen Grund plötzlich zu jucken, aber ich unterdrückte den Niesreiz.

Ich wechselte das Thema. »Was mich aber einmal interessieren würde: Wie bist du eigentlich darauf gekommen, bei der TCA zu arbeiten? Ich weiß ja, dass du zuvor beim Schweizer Geheimdienst warst, aber mehr auch nicht.«

Die Schweizerin lehnte sich etwas zurück. »Na ja, das ist eine etwas längere Geschichte.«

»Wir haben alle Zeit der Welt.«

Tanja lächelte kurz. »Wie du meinst. Aber sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt!«

Ich hob spaßeshalber abwehrend die Hände hoch.

»Also, alles begann im Prinzip mit einem harmlosen Auftrag für meinen Geheimdienst. Im Kanton Wallis, genauer gesagt in der Gegend um das Rhonetal, waren in den Wochen zuvor Unmengen an Milch und Käse verschwunden. Nun, an sich klingt das noch recht harmlos, aber da weder die Polizei noch die Käsewirtschaftler auch nur den geringsten Anhaltspunkt hatten, was hinter den Diebstählen steckte, schickte man mich dorthin, um der Sache auf den Grund zu gehen. Aber offensichtlich war mein Geheimdienst nicht die einzige Organisation, die hinter diesen seltsamen Verbrechen etwas mehr vermutete als der Ottonormalverbrecherjäger. Auch eben unsere TCA hatte einen Agenten nach Wallis geschickt – Dave Logger. Kennst du ihn?«

Ich nickte. »Ein guter Mann. Wir haben schon einmal zusammengearbeitet. Aber wenn ich mich recht entsinne, ist er doch Spezialist für Mutationen und Genmanipulation.«

Tanja blickte mich hintergründig an. »Das hat er mir auch erzählt, als es schon fast zu spät war. Aber der Reihe nach: Eines Nachts legten Logger und ich uns vor einer Käsefabrik auf die Lauer und beobachteten, wie ein einsamer Milchtanklaster den Komplex verließ. Wir verfolgten ihn bis in die Berge des Rhonetals, wo wir unseren Augen nicht trauten. Der Lastwagen verschwand in einer künstlichen Höhle. Nachdem wir auch einen Zugang gefunden hatten, fanden wir die Wahrheit hinter den mysteriösen Diebstählen heraus: Ein verrückter Wissenschaftler – heute weiß ich,

dass das quasi das übliche Klientel der TCA ist – hatte sich aus unerfindlichen Gründen in den Kopf gesetzt, mittels computergesteuerter Metallskelette lebende Milch- und Käsemenschen zu erschaffen und sich dazu ein gewaltiges Labor mitten in einem Berg eingerichtet. Und wie man das aus den handelsüblichen Agentenfilmen kennt, ist das natürlich nichts geworden. Logger und ich zerstörten die ersten Prototypen, und der Wissenschaftler stürzte versehentlich in einen Bottich voller kochend heißer Milch. Tja, und so wurde die TCA auf mich aufmerksam.«

Ich sagte zunächst einmal nichts. Die Schweizer schienen schon ein merkwürdiges Völkchen zu sein. Ich hatte schon einiges in meiner Agentenkarriere erlebt, aber dass jemand die Welt mit mordenden Milchmännern überschwemmen wollte, setzte allem wahrlich die Krone auf.

»Das nenne ich mal einen Hammer. Da meint man, man hätte schon alles erlebt, und dann kommt so etwas.«

Meine Partnerin lachte laut. »Genau das hab ich auch gedacht, nachdem ich das alles überstanden hatte.« Nach diesen Worten lehnte sie sich wieder nach vorne. »Und, wie war es bei dir? Wie bist du zur TCA gekommen?«

Obwohl ich Tanja diese Erklärung nun eigentlich schuldig war, fasste ich mich sehr kurz. Dieses Thema schnitt ich nur ungern an.

»Das lag hauptsächlich an meinem Vater. Er war lange Zeit ein Top-Agent der TCA und ist heute noch bei vielen quasi eine lebende Legende. Durch ihn bin ich selbst Agent geworden.«

Tanja sah mich etwas enttäuscht an. »Mehr nicht?«

»Es tut mir leid. Ich ... rede nicht gern über dieses Thema.« Ich konnte nur zu gut verstehen, dass sie mehr wissen

wollte. Ich an ihrer Stelle hätte nicht anders gedacht. Aber mit der Zeit, in der ich Agent geworden war, und den Ereignissen, die dazu geführt hatten, waren zu viele schmerzhaft Erinnerungen verbunden. »Sagen wir es nur mal so: Es war nicht immer mein Traumberuf, Agent zu werden.«

Meine Partnerin nickte nur. Offensichtlich hatte sie sich den Abend – wie ich – etwas fröhlicher vorgestellt. Um nicht den Rest der Zeit Trübsal zu blasen, versuchte ich Tanja etwas von der Diskussion abzulenken.

»Wo bleibt eigentlich der werte Ober mit unserem Essen? Erst kündigt er uns an, dass alles sehr schnell geht, und dann können wir unsere halbe Lebensgeschichte erzählen, während er irgendwo Däumchen dreht.«

Die Schweizerin zupfte an der Tischdecke. »Vielleicht hat er ja auch ein Date.«

Wie um dem zu widersprechen, tauchte plötzlich der Ober mit den Vorspeisen auf.

Gleichzeitig begann meine Nase wieder zu jucken. Ich versuchte, den Niesreiz wieder zu unterdrücken.

»Einmal Kartoffelsuppe mit Minze.« Den Teller wollte er tatsächlich auf meine Seite stellen, was ich zu verhindern versuchte.

»Nein, das ... *hatschi!*« Leider hatte ich den Kampf gegen den Niesreiz verloren, und ebenfalls leider hatte der Suppenteller alsbald auch bei seinem Duell mit der Schwerkraft den kürzeren gezogen. Denn die Bedienung hatte sich durch mein Niesen derart erschreckt, dass ein Teil der Suppe über den Tisch und schließlich auch auf meinen Anzug kippte.

Ich hatte ja schon gehört, dass Minze einem Essen eine besondere Note verleiht, aber ob das auch bei einem Rendez-

vous galt?

Der Ober, offensichtlich in Panik verfallen, versuchte zu retten, was nicht mehr zu retten war, und wischte mit einer Serviette über meinen Anzug.

»Es tut mir unendlich Leid, Sir. Das ist ...«

»... halb so wild. Ich werd's schon überleben.« In meinem Inneren braute sich dennoch bereits eine dunkle Wolke zusammen.

Ich verscheuchte die Hände des jungen Obers und stand auf.

Eine sichtlich wenig begeisterte Tanja Berner schaute mich erwartungsvoll an.

»Ich werde mich mal kurz in Richtung der Toiletten verabschieden. Vielleicht lässt sich der Anzug noch etwas entkartoffeln.«

Tanja nickte. »Aber mach nicht zu lange. Hier wartet nämlich noch jemand auf dich.« Jetzt konnte sie auch wieder lächeln.

»Ich gebe mein Bestes.«

Danach ließ ich mir von dem schwitzenden Ober den Weg zu den Waschräumen erklären.

Offensichtlich war der Innenarchitekt wenig begeistert von der Idee gewesen, dass die Gäste eines Restaurants auch einen Ort zur Erleichterung brauchen würden. Anders ließ sich nicht erklären, dass die Toiletten im wohl hintersten Winkel des Gebäudes und weit abseits des Restaurants lagen.

Nachdem ich eine ausladende Treppe hochgestiegen war, einen nicht enden wollenden Gang durchquert hatte und noch einmal eine viel schmalere Treppe hochgestiegen war, fand ich endlich die wenig ansprechenden Waschräume,

die wahrscheinlich nur von einer unterbezahlten und frustrierten Küchenhilfe einmal im Monat gereinigt wurden. So viel zum Thema Edel-Restaurant.

Als mir auch noch eine hinkende Ratte entgegen krabbelte, entschied ich mich, meine Zeit in diesen Räumen auf ein Minimum zu beschränken. Ich spritzte mir nur kurz etwas Wasser auf das Jackett, riss ein paar Abputztücher aus der Halterung und verließ diesen ungastlichen Ort wieder.

Glücklicherweise hatte ich mir den Weg gemerkt, den ich zuvor gegangen war, sonst hätte ich mich wahrscheinlich hoffnungslos verlaufen. Eine enge Treppe und einen nicht enden wollenden Gang später stand ich wieder auf der bereits erwähnten ausladenden Treppe, deren roter Teppich ihr etwas Edles gab. Für die Toiletten schien das Geld aber nicht mehr gereicht zu haben.

Nun stand ich auf der Treppe. Aber warum? Warum ging ich nicht einfach auf meinen Platz zurück, selbst wenn mein Anzug fast noch schlimmer wie zuvor aussah?

Irgendetwas störte mich. Eine innere Stimme sagte mir, noch etwas zu warten.

Tatsächlich, wenige Sekunden Wartezeit später wusste ich, was mich gestört hatte: Eine Gruppe Männer und Frauen, allesamt in weißen und schwarzen Anzügen gekleidet und mit zu großen und für so ein Restaurant unpassenden Sonnenbrillen bestückt, stand mitten im Speisesaal. Ich zählte insgesamt acht Leute.

Drei von ihnen hielten zusätzlich graue Sporttaschen in den Händen.

Ich dachte an Tanja Berner. Sie saß nur wenige Meter von der Gruppe entfernt und bäugte die Neuankömmlinge argwöhnisch. Auch die anderen Gäste in dem mittlerweile

prall gefüllten Restaurant hatten die Anzugträger bemerkt und schielten unübersehbar etwas nervös zu ihnen herüber. Gespräche erstarben, ebenso die Essgeräusche, und schließlich herrschte eine geradezu drückende Stille in dem Restaurant. Alle Gäste schienen darauf zu warten, dass etwas passierte.

Einer der Ankömmlinge, ein relativ großer, recht dünner Mann mit blonden Haaren und einem Ziegen- und Oberlippenbart, der einen weißen Anzug trug, löste sich aus der Gruppe und schritt einem größeren Tisch entgegen. Dort saßen mehrere ältere Leute, die wahrscheinlich ein Hochzeitsjubiläum feierten.

Ein Grinsen lag auf dem Gesicht des Mannes, als er um den Tisch herum ging. Plötzlich griff er sich einen Teller.

»Hummer mit Steinpilzen.« Er schnupperte kurz genüsslich an dem Essen, bevor er den Teller achtlos auf den Boden fallen ließ. »90 Pfund.«

Sein zweiter Griff galt einem kleinen Teller Kaviar.

»Feinster Kaviar aus russischer Zucht.« Er warf den Teller auf einen Nachbartisch. »150 Pfund.«

Wieder griff er zu, diesmal nahm er sich den Mantel eines älteren Herren, der erschrocken zusammenzuckte, aber sich nicht traute, etwas zu sagen.

»Echtes Rindsleder.« Er schmiss den Mantel mitten auf den Tisch. »200 Pfund.«

Danach schritt er auf eine grauhaarige, galant gekleidete Dame zu, griff nach ihrem Stuhl und drehte ihn mitsamt der Frau herum. Seine linke Hand wanderte zum Hals der Dame, an der eine sündhaft teuer aussehende Diamantkette hing. Er hob die Steine leicht an.

»Echte, unverfälschte Diamanten.« Der Mann ließ die Ket-

te wieder los. »Unbezahlbar.«

Der Blonde wandte sich scheinbar den gesamten Gästen zu. »Es gibt Dinge, die kann man nicht kaufen. Und genau für diese Dinge ...« Er schob seine rechte Hand unter sein Jackett. »... habe ich eine Waffe dabei.«

Unter den erschrockenen Schreien der Gäste kam eine Pistole mit Schalldämpfer zum Vorschein, die der Mann wie eine Trophäe hochhielt. Gleichzeitig zogen auch die anderen Ankömmlinge Waffen hervor und verteilten sich. Nur die drei Typen mit den Sporttaschen ließen sich etwas Zeit. Statt unter ihr Jackett zu greifen, öffneten sie ihre Sporttaschen und holten drei Uzis hervor.

Entweder ich war in eine wenig witzige Folge einer *Versteckte Kamera*-Show geraten, oder diese Neuankömmlinge wollten hier für einen effektreichen Abend sorgen.

Während sich die bewaffneten Männer und Frauen verteilten und unter Drohungen Bargeld, Kreditkarten und Schmuck von den Gästen verlangten, griff ich unter mein Jackett und zog meine Desert Eagle hervor und entsicherte sie. Zwar hätte der Abend nur ein mehr oder minder harmloses Rendezvous werden sollen, aber aufgrund meines Jobs ging ich nur sehr ungern ohne Waffe aus dem Haus.

Obwohl ich mich mittlerweile etwas geduckt hatte, um von den Gangstern nicht erkannt zu werden, konnte ich noch erkennen, wie der bärtige Blonde – ich nahm einfach mal an, dass er der Anführer war – einem der Uzi-Träger etwas zuflüsterte und auf die Treppe wies.

Hatte man mich entdeckt?

Irgendwie glaubte ich nicht so recht daran. Wenn dem so wäre, hätten sicher mehr Angreifer die Treppe gestürmt. Vielleicht sollte der zweite Mann, bei dem vor allem das bis

zu den Schultern reichende schwarze Haar auffiel, einfach nur überprüfen, ob sich irgendwo noch weitere potenzielle Opfer versteckten.

Als ich sah, dass der Schwarzhaarige der Treppe bedrohlich nahe kam, zog ich mich in den Gang zurück.

Wenn der Typ tatsächlich bis hier oben hinkam, würde er sein blaues Wunder erleben. Dann würde es zu einem israelischen Lokalderby kommen – Desert Eagle gegen Uzi. Aber mein Vögelchen würde schneller singen.

Ich lugte noch einmal um die Ecke. Obwohl mich der Mann nicht sehen konnte, hatte er offenbar dennoch ein ungutes Gefühl und trug seine Waffe im Anschlag.

Ich drehte mich wieder ganz in den Gang, meine Pistole erhoben. Jetzt würde es ein Kampf Mann gegen Mann werden, Auge um Auge, Zahn um Kugel, ein entscheidendes Duell, entscheidend über Leben und Tod der ganzen Menschheit ... oder Moment, das vielleicht dann doch nicht.

Trotz meiner jahrelangen Erfahrungen war ich angespannt wie selten. Nur ein kleiner Fehler und ...

Da kam der Mann schon um die Ecke.

Bevor er jedoch reagieren konnte, sprang ich ihm mit einem Flugtritt entgegen.

Mein rechter Fuß wühlte sich tief in den Bauch des Schwarzhaarigen. Der Mann war zu überrascht, um abzu drücken, und flog gegen die Gangwand.

Doch der Angreifer gab nicht klein bei. Seine freie rechte Hand fuhr, zur Faust geballt, nach vorne und traf mich an der linken Schulter. Der folgende Schmerz ließ mich aufschreien.

Jetzt merkte ich, dass der Mann ein Profi war. Er hatte

mich genau an der richtigen Stelle getroffen, denn nun konnte ich meinen Waffenarm nicht mehr heben.

Stattdessen riss er die Uzi wieder hoch.

Ich trat erneut zu. Diesmal traf ich die Uzi, die im hohen Bogen die Treppe hinab segelte.

Nun war ich im Vorteil und hielt ihm meine Desert Eagle mit dem gesunden Arm entgegen.

»Mach keine Dummheiten, Freundchen!«

Mein Gegenüber grinste nur. Offenbar war er sich seiner Sache sehr sicher.

Plötzlich hörte ich von der Treppe Schritte und eine Stimme. »Chase, was ist los?«

Einer der anderen Räuber schien den Segelflug der Uzi bemerkt zu haben.

Ich schaute kurz herüber und sah einen braunhaarigen Brillenträger mit einer Handfeuerwaffe in der Hand die Treppe hochschleichen.

Das alles war mein Fehler. Niemals hätte ich mich ablenken lassen dürfen. Doch das nutzte der Schwarzhaarige, der anscheinend Chase hieß, eiskalt aus. Er riss meinen Waffenarm nach oben und sprang mich an.

Ein Schuss löste sich aus meiner Waffe, die Kugel fuhr in die Decke. Währenddessen fiel ich zu Boden, mit dem Schwarzhaarigen über mir. Ich wusste nicht, was er vorhatte (erwürgen wäre wohl das Naheliegendste gewesen), aber ich wollte es auch nicht unbedingt herausfinden.

Deshalb zog ich meine Beine an und wuchtete Chase von mir herunter.

Mit einem heftigen Krachen schlug der Mann auf den Dielen auf, wirbelte aber sofort wieder hoch und hielt plötzlich eine Pistole in der Hand.

Ich schrie ihn an. »Nein!«

Doch er hörte nicht auf mich. Er versuchte, auf mich zu zielen, schaffte es nicht ganz und schoss wild in den Gang hinein.

Ich duckte mich und schoss zurück.

Zwei Spezialkugeln trafen Chase mitten in die Brust. Blut trat hervor. Der Schwarzhaarige wankte, schaute mich ungläubig mit großen Augen an. Dann brach er zusammen und blieb regungslos liegen.

Nur eine Sekunde später tauchte der Brillenträger im Gang auf und eröffnete das Feuer.

Ich entging den Kugeln nur, weil ich mich gedankenschnell an die Wand des Ganges presste und sofort zurückschoss.

Meine Kugeln gingen fehl, aber immerhin zog sich der Typ zurück.

So blieb mir noch die Möglichkeit, weiter in Richtung Höllenklo zu flüchten.

Ich rannte, was meine Beine hergaben, und als ich das Treppengeländer erreicht hatte, schoss der Brillenträger wieder.

Ich hechtete die Stufen hoch und rannte dem Ort entgegen, den ich eben noch verflucht hatte.

Hastig riss ich die Tür auf und lief in das wenig heimelige WC. Hier würde ich den zweiten Angreifer erwarten.

Nachdem ich in den Toilettenraum gekommen war, ging ich nach links und lehnte mich gegen die Fliesenwand.

Tief atmete ich durch. So hatte ich mir ein Rendezvous nicht vorgestellt. Unwillkürlich wanderten meine Gedanken zurück zu Tanja Berner. Ich hoffte, dass sich die Gangster nicht an ihr vergriffen, und gleichzeitig auch, dass sie

sich nicht allein mit der ganzen Bande anlegte. Zwei von denen reichten schon, das bekam ich zurzeit zu spüren.

Meine linke Schulter schmerzte noch immer, aber wenigstens konnte ich sie wieder bewegen. Dieser Chase hatte wirklich ganze Arbeit geleistet. Dafür hatte ich ihn aber auch in Frührente geschickt.

Ein Knarren löste mich aus meinen Gedankengängen. Der Brillenträger hatte offenbar auch den Weg zur Toilette gefunden. Dass er hier nicht nur seine Blase entleeren wollte, verstand sich von selbst.

Seine Schritte waren kaum zu hören, aber meinen geschulten Ohren entging nichts.

Der Brillenträger musste gerade die Waschbecken passiert haben. Langsam ging er meinem Aufenthaltsort entgegen. Dort würde ich ihm jedoch die Überraschung seines Lebens verpassen.

Ich lauschte weiter, doch nichts war mehr zu hören.

Ich atmete noch einmal tief durch, bevor ich mich bereit machte, dem Typen mit vorgehaltener Waffe entgegen zu springen. Das blieb jedoch ein Wunschtraum, denn als ich nach rechts schaute, blickte ich direkt in eine Waffenmündung.

Der Mann hatte meinen Aufenthaltsort erahnt, aber selbst traute er sich nicht, mir gegenüberzutreten. Nur seinen Arm hatte er in den Toilettenraum gesteckt.

In diesen Sekunden wurde mir klar, dass mein Leben an einem seidenen Faden hing.

Ich sah, wie sich der Finger krümmte, machte mich auf alles bereit, als ich das Quicken hörte.

Vor mir auf den Fliesen saß die hinkende Ratte, die ich schon einmal gesehen.

Diese Ablenkung nutzte ich aus und warf mich auf den Boden. Gerade noch rechtzeitig, denn im selben Moment drückte mein Gegner ab.

Seine Kugel durchlöcherte eine Toilettentür, aber mich trafen sie nicht.

Dafür schoss ich zurück, allerdings ohne groß zielen zu können.

Dreimal drückte ich ab und erhaschte dabei einen Blick auf die Beine des Brillenträgers.

Zwei Kugeln trafen. Eine schlug in ein Bein des Mannes ein, die zweite traf die Waffenhand.

Mein Gegner schrie fürchterlich auf und verschwand aus meinem Blickfeld. Dafür fiel seine Waffe zu Boden und mit ihr zwei Finger.

Mir lief es eiskalt den Rücken herunter. Meine besonders widerstandsfähigen Spezialgeschosse aus Timbuktu hatten eine noch verheerendere Wirkung auf Menschen, als ich je gedacht hätte. Nicht nur, dass sie beim Aufprall auf sehr harte Flächen stabil blieben, sie konnten offenbar auch durch Knochen schneiden.

Aber das alles war jetzt nebensächlich. Wichtig war nur, dass ich hier lebend wieder herauskam.

Ich war nicht darauf fixiert, meinen Gegner zu töten. Deswegen warnte ich ihn vor. »Geben Sie auf. Das hat doch keinen Sinn mehr.«

Der andere zischte mir etwas entgegen, was ich nur mit Mühe als »Fahr zur Hölle« verstand.

Langsam ging ich, die Desert Eagle im Anschlag, auf den Waschbereich zu, wo ich meinen Gegner vermutete.

Gerade als ich die Schwelle überwinden wollte, tauchte der Brillenträger wieder auf. Ich sah noch etwas aufblitzen,

dann spürte ich einen reißenden Schmerz in meinem rechten Arm, der die Waffe hielt. Ich sprang zurück, bevor er mich erneut treffen konnte.

Ich wich einige Meter weiter zurück.

Vor mir erschien das schweißnasse und hasserfüllte Gesicht meines Gegners. Seine Brille und seine Pistole hatte er verloren, dafür hielt er nun ein Klappmesser in der Hand, mit einer Klinge, die Crocodile Dundee vor Neid hätte erbllassen lassen.

»Jetzt werde ich dich in mundgerechte Stücke zerteilen, du verfluchtes Schwein!« Er lachte kehlig dazu, als hätte er gerade den Witz des Jahrhunderts gerissen.

Schritt für Schritt humpelte er mir entgegen. Seine linke Hand war nur mehr ein blutender Klumpen, doch in seiner rechten blitzte weiter das Messer.

Mein rechter Arm hing mit der Waffe nach unten. Wahrscheinlich hatte ich nur eine Fleischwunde, aber der Arm ließ sich dennoch kaum bewegen. Mein Gegner dachte wohl, er hätte gewonnen, aber da hatte er sich geschnitten.

Während ich weiter zurückging, den brillenlosen Brillenträger weiter im Auge, griff ich mit meiner linken Hand die Waffe aus meiner rechten und erhob sie. Die Mündung zielte direkt auf den Kopf des Mannes.

Der blieb für einen Moment stehen, verlor aber nicht sein Grinsen.

Ich gab ihm noch eine letzte Chance. »Letzte Warnung, Kumpel. Du kannst es dir noch anders überlegen.«

»Neeein!« Während des Schreis stürzte er sich mir mit vorgestreckter Klinge entgegen. Ich drückte dennoch ab. Die Kugel hieb ihm direkt zwischen die Augen. Doch wankte er noch auf mich zu, lief gegen die Toilettenwand

und rutschte schließlich an ihr zu Boden herunter. Dabei hinterließ er eine blutige Spur an den Fliesen.

Ich wischte mir kurz mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Ich hatte die beiden Männer nicht töten wollen, aber sie hatten mir keine andere Möglichkeit gelassen.

Die folgende Atempause nutzte ich dazu, mein Magazin zu kontrollieren. Für einen Moment schreckte ich zusammen – das Magazin war leer. Genau neun Kugeln hatte ich verbraucht. Hätte ich beim Kampf gegen Chase eine einzige mehr verschossen, wäre ich jetzt tot gewesen.

Ich riss mich wieder zusammen. So ein Zufall war Berufsrisiko, in dem Fall aber eher für meine Gegner.

Für weitere Risiken und Nebenwirkungen legte ich sofort ein neues Magazin ein.

Als ich mir meine Schnittwunde anschaute, konnte ich beruhigt aufatmen. Es war tatsächlich nur eine, wenn auch nicht unerhebliche, Fleischwunde.

Es tat mir zwar in der Seele weh, aber ich riss mir dennoch ein Stück vom Ärmel meines Anzuges ab und schnürte damit die Wunde zu.

Nun konnte ich mich wieder in den Kampf stürzen.

Als ich aus der Toilette in den Gang und zur Treppe lugte, sah ich nichts. Oder zumindest nichts, was auf den Namen Räuber hörte. Trotzdem ging ich vorsichtig, mit erhobener Waffe, der Treppe entgegen, überlegte es mir aber dann anders.

Die anderen Gangster würden mit Sicherheit erwarten, dass ich denselben Weg wieder zurückgehen würde. Deshalb entschloss ich mich, meine Gegner zu überraschen.

Ich ging an der Treppe vorbei und betrat einen weiteren Gang, den ich zuvor nicht beachtet hatte. Offenbar waren

hier einige Abstellkammern angelegt worden. Von den Räufern fehlte aber zum Glück jede Spur.

Allmählich kehrte meine Lockerheit zurück. Ich ging noch etwas weiter durch den Gang, bis ich zu einem Aufzug gelangte. Mit ihm konnte ich sicher in die Tiefe fahren, andererseits würde ich mich beim Ausstieg dann auch wahrhaftig auf dem Präsentierteller befinden (passend zu einem Restaurant).

Mir kam jedoch eine Idee. Ich konnte den Aufzug auch einfach als Mitfahrgelegenheit nutzen.

Zunächst aber trat ich eine der Gangtüren auf. In dem Raum fand sich genau das, was ich mir erhofft hatte – ein Besen. Den Dreck aufzukehren würde ich allerdings anderen überlassen, mir ging es nur um die Hebelwirkung des Griffes.

Ich drückte auf den Aufzugknopf. Zu warten brauchte ich nicht, denn mit einem *Ping* öffneten sich die Türen. Ich sprang kurz hinein, drückte auf *Erdgeschoss* und sprang wieder heraus. Sofort schlossen sich die Aufzugtüren und der Lift setzte sich in Bewegung.

Kaum dass die Türen geschlossen waren, steckte ich den Besen in den Ritz und hebelte den Verschluss wieder auf. Danach sprang ich in den Schacht hinein. Glücklicherweise war der Aufzug noch nicht sehr weit gefahren, sodass sich meine Aufprallwucht in Grenzen hielt.

Nun hieß es warten. Etwa eine halbe Minute später hatte ich das Erdgeschoss erreicht.

Vorsichtig öffnete ich eine Luke, die in die Kabine führte, und steckte meinen Kopf hindurch. Die Luft war rein, kein Gegner in Sicht.

Ich entschied mich, dem Kopf nicht den Körper folgen zu

lassen, sondern wählte die gesundheitsverträglichere Variante und sprang mit den Füßen voraus in die Kabine.

Sofort schaute ich mich um. Offensichtlich war ich in der Küche gelandet, doch die war menschenleer. Entweder die Köche waren geflüchtet, oder die Räuber hielten sie als Geiseln. Ich hoffte auf Ersteres.

Vorsichtig ging ich an den Herdplatten, Küchenutensilien und sündhaft teuren Köstlichkeiten vorbei. Als mein Blick über einen Hamburger (was der wohl da zu suchen hatte ...) streifte, konnte ich nicht an mich halten und griff zu. Ein kräftiger Biss hatte noch niemandem geschadet.

Nachdem ich meinen Hunger gesättigt hatte, ging ich weiter. Vor mir sah ich einige abgedunkelte Fenster. Auf der anderen Seite befand sich sicher der Speisesaal.

Ich presste mich gegen die Scheibe und konnte tatsächlich hindurchsehen, wenn auch etwas trübe.

Sofort erblickte ich den Anführer der Bande, neben dem eine braunhaarige Frau in einem weißen und ein etwas zu wohlgenährter Typ in einem schwarzen Anzug standen. Sie hatten sich vor einem Tisch aufgestellt. Offenbar machten einige Gäste Probleme. Ich versuchte zu lauschen.

»... will das nicht!«

Der Blonde lachte, während ein Mann, der ein blaues Hemd trug, sich wütend erhob.

»Das ist ein Erbe unserer Eltern. Ich lasse nicht zu, dass ein verkommenes Subjekt wie Sie das stiehlt.«

Schlagartig verstummte das Lachen des Verbrechers. Stattdessen erhob er seine Waffe und drückte eiskalt ab.

Eine Kugel reichte aus, denn sie traf den aufmüpfigen Gast direkt in den Kopf.

Ich schaute weg und fluchte. Zwar hätte ich den Mann

nicht retten können, ohne selbst dabei zu sterben, aber dennoch machte ich mir Vorwürfe. Jeder Tote war einer zu viel, und dieser hatte sicher nicht nur den Helden gespielt, um Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte einen Freund oder Verwandten retten wollen und hatte dafür mit seinem Leben bezahlt.

Ich wandte meinen Blick wieder dem Geschehen außerhalb der Küche zu.

Der gut gefüllte Typ hatte sich aus seiner Starre befreit und packte den Blonden an der Schulter.

»Desmond, was ...?«

Der Mörder stieß ihn wütend zurück. »Halt doch die Klappe, du Trottel. Willst du, dass jeder dieser aufgeblasenen Idioten hier meinen Namen kennt?«

Sein Gegenüber sagte erst mal nichts mehr.

Dafür wand sich der Blonde der braunhaarigen Frau zu. Was sie miteinander tuschelten, verstand ich nicht, aber ich konnte mir denken, dass es um die zwei Komplizen ging, die ich ausgeschaltet hatte.

Plötzlich schien mein Blut zu Eis zu werden, denn ich spürte eine Hand auf meiner Schulter.

Automatisch wirbelte ich herum, bereit, sofort abzurücken.

Doch statt in das Gesicht eines der Räuber blickte ich auf einen Koch.

Ich traute für einen Moment meinen Augen nicht. Dieser Koch, ein grauhaariger Mann mit einem etwas fleischigen Gesicht und einer weißen *Uniform*, hielt ein Großkaliberge-
wehr in der Hand.

Ich wollte etwas sagen, doch der Mann legte einen Finger auf seine Lippen. Dann schlich er näher an mich heran und

flüsterte mir etwas zu. »Wer sind Sie denn?«

Ich flüsterte zurück. »Ein wütender Kunde.«

»Sehr witzig. Wer sind Sie wirklich?«

Ich wollte ihm nicht die ganze Wahrheit sagen. Die TCA war nicht unbedingt eine Organisation, die mit ihrem Namen hausieren ging.

»Sagen wir es so: Ich arbeitete für eine Form der Polizei – und nein, nicht Scotland Yard.«

»Geheimdienst?«

»Fragen Sie nicht weiter. Ich schweige wie ein Grab.« Das war die reine Wahrheit, auch wenn ich das real nicht unbedingt in den nächsten Minuten erreichen wollte.

»Gut, wie Sie meinen. Mein Name ist Vince Black. Ich bin der Küchenchef.«

»Aha. Und was wollen Sie damit?« Ich wies auf seine Waffe.

Er lächelte kurz. »Ich gebe meine Küche nicht kampflös auf. Wer hier den Leuten den Appetit verderben will, muss erst mal an mir vorbei. Für so einen Fall habe ich meinen Freund hier dabei.«

»Also gut. Dann holen wir uns eben gemeinsam diese Typen.«

Black nickte, wieder mit einem kurzen Lächeln. »So hatte ich es vor. Vier Hände treffen mehr als zwei.«

Ich sagte dazu nichts. Stattdessen bewegte ich mich auf die Küchentür zu.

»Was haben Sie vor, Mister? Haben Sie einen Plan?«

»Mein Plan heißt *Augen auf und durch*. Sind Sie damit einverstanden?«

Er antwortete ohne zu zögern. »Immer!«

»Gut.« Ich wies nach draußen. »Die vielen Säulen können

uns im Notfall Deckung geben.

Ich blickte noch einmal auf unsere Gegner. Im Hintergrund sah ich, wie sich der blonde Anführer gerade den asiatischen Ober geschnappt hatte und dabei war, ihn zu erschießen.

Jetzt wurde es aber höchste Eisenbahn.

Ich nahm Anlauf, rammte die Tür auf und sprang in den Speisesaal. Vince Black tat es mir gleich.

Sofort nahmen uns die Räuber ins Visier. Die braunhaarige Frau stand uns am Nächsten. Sie zielte direkt auf mich, und ich hätte niemals rechtzeitig abdrücken können. Dafür donnerte hinter mir ein Schuss auf.

Die Gewehrkugel traf die Gangsterbraut mitten in die Brust und warf sie zurück. Sie fiel blutüberströmt auf einen der Tische.

Aus dem Hintergrund tauchten zwei Männer auf, ihre Uzis im Anschlag. Ohne zu zögern eröffneten sie das Feuer.

Um mich herum schlugen die Kugelgarben ein. Die Küchenfenster zersplitterten hinter mir.

Bevor ich zu einem Schweizer Käse umfunktioniert wurde, hechtete ich auf eine der Säulen zu und ging dahinter in Deckung.

Vince Black hatte nicht so viel Glück gehabt. Ich sah ihn blutend am Boden liegen, aber immerhin, er bewegte sich.

Um ihn konnte ich mich jedoch nicht kümmern, da standen die beiden mit Uzis bewaffneten Männer weiter vorne auf der Warteliste.

In einer kurzen Feuerpause sprang ich hinter der Säule hervor und drückte ab. Kugel um Kugel jagte ich den beiden Typen entgegen. Mehrere Einschläge schüttelten sie durch. Keiner fand mehr die Möglichkeit, auf mich zu

schießen, denn beide brachen blutüberströmt zusammen.

Ich wollte schon ein neues Magazin in meine Waffe einlegen, als ich von der Seite einen lauten Ruf hörte. »Fahr endlich zur Hölle, du Arsch!«

Aus den Augenwinkeln sah ich eine Frau mit einer Pistole, die augenblicklich das Feuer eröffnete.

Die erste Kugel schlug Zentimeter über meinem Kopf in die Säule ein, die zweite streifte meinen rechten Arm (der hatte irgendwie blutige Wunden abonniert).

Zu einem dritten Schuss kam sie jedoch nicht mehr. Ich hörte wieder das Donnern des Gewehrs, und einen Augenblick später wurde der Blondin beinahe der Kopf vom Körper gerissen. Blutüberströmt kippte sie einfach um.

Ich blickte nach links und erwartete Vince Black, der sich wieder aufgerichtet hatte. Doch stattdessen blickte ich Tanja Berner ins Gesicht, die mich schief angrinste.

»Dachtest du wirklich, ich lasse dich hier allein Clint Eastwood spielen?«

Ich schüttelte nur überrascht den Kopf. So achtete ich für einen Moment nicht auf mein Umfeld. Das wurde bitter bestraft. Wieder traf es meinen rechten Arm, in den eine Kugel einschlug.

Ich versuchte, so gut es ging, den Schmerz zu verdrängen und hob den linken Arm mit der Desert Eagle an. Gerade so sah ich eine Gestalt – den dicken Typen –, die auf eine der Säulen zuhechtete und weiter in meine Richtung feuerte.

Ich schoss zurück, ohne richtig zu zielen. Die Kugel verfehlte den Mann, traf die Säule. Der Gangster lief weiter, um einen Moment später durchgeschüttelt zu werden. Wankend torkelte er noch einige Meter, dann fiel er zu Bo-

den.

Tanja Berner schaute mich verwundert an. »Was war das denn?«

Ich überlegte nicht lange. »Wahrscheinlich hat ihn der Querschläger meines Schusses in den Rücken getroffen.«

Aus dem Hintergrund der Halle hörte ich einen marker-schütternden Schrei. »Neeeeeeiiiiin!«

Ich schaute in die Richtung, aus der der Schrei gekommen war. Dort stand der blonde Anführer, der wohl Desmond hieß, und kurz vor dem Zusammenbruch zu stehen schien. Der Mann schien ihm viel bedeutet zu haben. Vielleicht war er sein Freund oder Bruder gewesen, aber das war jetzt nicht wichtig. Viel wichtiger war die Pistole, die er dem asiatischstämmigen Ober an die Schläfe hielt.

Mit der anderen Hand erhob er eine zweite Waffe, eine Uzi. Damit schoss er auf uns.

Wir mussten in Deckung gehen, um nicht als Küchensieb in der Kantine der Gerichtsmedizin zu landen.

Während Desmond weitere Salven auf uns abfeuerte, begann er zu rennen. Auch mit seiner zweiten Waffe schoss er jetzt auf uns, während er durch die Halle hetzte und schließlich aus unserem Blickfeld verschwand.

Als wir nicht mehr beschossen wurden, nahm ich die Verfolgung auf. Doch es war zwecklos. Ich verfolgte seine Spur noch eine Weile, bis ich vor einem Hinterausgang stand.

Ein Blick nach draußen, in den Hinterhof, in die Nacht, reichte mir, um zu sehen, dass der Mann mir entkommen war. Ich fluchte, bevor ich wieder zu Tanja Berner zurückging.

Meine Partnerin hatte sich über Vince Black gebeugt.

Ich ging zu ihr und fragte sie, wie es dem Koch geht.

»Er atmet noch, aber sehr schwach. Ich fürchte, er schafft es nicht.«

Von der anderen Seite der Halle hörte ich laute Stimmen. Die restlichen Gäste verhielten sich still und blieben auf ihren Plätzen, vor Schock erstarrt. Nur eine Frau war aufgesprungen und hatte sich weinend über den ermordeten Mann gebeugt.

Aus Richtung des Vordereinganges strömten Polizisten und ihnen folgend Rettungssanitäter.

Ich blickte noch einmal auf Vince Black. Er hatte viel Blut verloren, und auch ich befürchtete, dass da jede Hilfe zu spät kommen würde.

So hatte ich mir mein Rendezvous mit Tanja Berner wirklich nicht vorgestellt. Aber vielleicht zog unser Job Typen wie diesen Desmond und seine Leute irgendwie an. Ich wusste es nicht, und auf eine Siegerzigarre hatte ich wirklich keine Lust, denn die wäre ziemlich unverdient gewesen.

Jetzt brauchte ich erst mal Urlaub ...

Jimmy Spider und der Bluthenker vom Popocatépetl

Es war wie immer: Braucht man keinen Urlaub, bekommt man welchen, braucht man aber welchen, bekommt man keinen. So war es auch bei mir der Fall. Anstatt die sonnigen Strände der Malediven zu genießen, stand ich einsam auf einem Berg mitten im Nirgendwo und wartete auf einen namenlosen Psychopathen.

Meine Laune als unter dem Tiefpunkt zu bezeichnen, war

noch milde ausgedrückt. Der *Starlight Inn*-Überfall war ein wirkliches Desaster gewesen, nicht nur für die Räuber. Deren Anführer blieb bisher spurlos verschwunden. Es gab keine Anhaltspunkte auf seinen Verbleib, und seine Komplizen konnte ich nicht mehr fragen, denn sie waren alle tot. Dazu kam, dass Vince Black auf dem Weg ins Krankenhaus gestorben war und mir schließlich auch noch Tanja Berner Vorwürfe gemacht hatte, dass ich sie schwer bewaffnet zu einem Rendezvous eingeladen hatte. Dementsprechend hatte sie auf Beschwichtigungen meinerseits vorerst verzichtet und Urlaub genommen, der – wie sollte es anders sein – natürlich genehmigt wurde.

Tja, nun stand ich hier, auf dem Popocatépetl.

Den Job, den ich hier in Mexiko zu erledigen hatte, konnte man nur mit drei zugedrückten Augen als solchen bezeichnen. Sechs Menschen waren innerhalb weniger Wochen hier geköpft aufgefunden worden. Wissenschaftler, Touristen, Einheimische. Der Mörder war wahrhaftig nicht wählerisch. Die örtliche Presse hatte ihn bereits *Bluthenker* getauft.

Journalisten haben eben eine überschaubare Fantasie.

Ich griff kurz an meinen rechten Arm, der mit Mullbinden umwickelt war (was man durch meine Kleidung zum Glück nicht sehen konnte) und noch immer schmerzte.

Um es genau zu nehmen, befand ich mich auf einem Felsvorsprung. Wer das Bedürfnis hätte, diesen zu übertreten, würde einige Hundert Meter stilvoll in die Tiefe gleiten, bevor er an den darunter liegenden Felsen zerschellen würde. Sehr rosige Aussichten, aber für Selbstmordkandidaten eine willkommene Eintrittskarte zum nächstgelegenen Friedhof.

An diesem Ort waren die letzten drei Opfer, drei Vulkan-Wissenschaftler, gefunden worden. Die örtliche Polizei, deren Fantasie offensichtlich die der Journalisten noch unterbot, ging davon aus, dass der Serienmörder an den Ort seines Verbrechens zurückkehren würde, und hatte mir die Ehre überlassen, das Empfangskomitee zu spielen.

Diese Gesetzeshüter hatten eine geradezu hündische Angst gehabt, als sie von dem Psychopathen gesprochen hatten. Als wäre er der Teufel persönlich.

Ich schaute auf meine Uhr. Schon fast Abend, und noch immer keine Spur von dem Bluthenker. So langsam hegte ich die Befürchtung, dass ich noch einen Tag länger in dem Hotel in dem kleinen Ort in der Nähe des Berges übernachten würde müssen, gegen das die Toilette des *Starlight Inn* noch ein Palast für die Götter gewesen war.

Endlich - wahrlich - hörte ich Schrittgeräusche, dazu ein Stöhnen. Hatte sich der Serienmörder endlich dazu genötigt gefühlt, wieder auf Kopfjagd zu gehen? Sollte mir recht sein, denn je schneller ich diesen äußerst anspruchsvollen Job hinter mich brachte, desto schneller konnte ich in schönere Gefilde verschwinden.

Nicht einmal das Wetter hatte ein Einsehen mit mir gehabt. Seit ich hier angekommen war, hing am Himmel eine undurchdringliche graue Wand, die sich offenbar meinem Gemütszustand angepasst hatte.

Die Schritte des Ankömmlings wurden lauter, und schließlich sah ich eine Gestalt auf mich zuschreiten.

Ein Glatzkopf in Mönchskutte, mit einem grenzdebilen Gesichtsausdruck und einem Beil, das schon das Körpergewicht des Serienmörders zu überschreiten schien.

»Ah, ein frischer Kopf für meine Klinge.«

Sprechen konnte der Gute also auch noch. Das konnte ja heiter werden.

Ich allerdings hatte wenig Lust auf einen munteren Plausch. »Lass es uns hinter uns bringen. Ich hab Besseres zu tun, als mich mit Typen wie dir abzugeben.«

Meine Aussage schien dem Ankömmling nicht gepasst zu haben, denn der Glatzkopf kam immer schneller und mit einem wenig freundlichen Gesichtsausdruck auf mich zu.

Ich ging rückwärts auf den Felsvorsprung zu. Als ich gut einen Meter von der Klippe entfernt war, blieb ich stehen. Auch der Bluthenker ging nicht mehr weiter.

Als ich versuchte, an ihm vorbeizugehen und dabei trotzdem den Abstand zu halten, mimte mein Gegenüber den Uhrzeiger und tat es mir nach. Kurze Zeit später stand ich auf seinem Platz und er an der Klippe.

Entschlossen schritt ich auf ihn zu. »Eines würde ich aber gerne noch wissen, Psycho: warum das Ganze?«

Der Glatzkopf grinste teuflisch. »Ich hatte es schon immer im Blut, das Morden. Ich habe das Feuer schon immer gespürt. Aber als ich vor ein paar Wochen herausfand, dass alle meine Vorfahren, Großvater, Urgroßvater und so weiter ebenfalls Henker gewesen sind, entschied ich mich, diese Tradition fortzuführen. Aber weil die örtlichen Behörden offenbar für einen bestens ausgebildeten Henker keine Verwendung mehr haben, entschied ich mich, meine Kopfquote selbst festzulegen. Und was liegt da wohl näher, als dieser Ort?«

»Gute Frage. Mir fallen auf die Schnelle etwa tausend Gründe ein, warum das nicht der beste Ort für deine tollen Psychopathen-Spielchen ist. Einer steht dabei ganz weit vorne: ich.«

»Du glaubst also, mich besiegen zu können?«

»Ich glaube es nicht nur, ich weiß es. Aber komm, probier es aus, greif mich an.« Ich ging weiter auf ihn zu. »Schlag endlich zu, dann haben wir es beide hinter uns.«

Der Serienmörder ging noch einen Schritt zurück, dann hob er sein Beil an. Um Schwung zu erhalten, wuchtete er es über seine linke Schulter. So – das dachte er wohl zumindest – würde er mit einem Schlag meinen Schädel spalten. Aber denken war wohl nicht gerade seine Stärke, denn das über die Schulter gelegte Beil sorgte dafür, dass er das Gleichgewicht verlor.

Er wurde von dem Gewicht seiner Waffe nach hinten gezogen, dem Abgrund entgegen.

»Oh neeein!«

»Oh doooch!«

Das Beil zog ihn ins Verderben – er stürzte in den Abgrund.

Das weitere Schauspiel wollte ich mir nicht mehr antun. Sollten die Geier sich darum kümmern, die Reste des Bluthenkers von den Felsen abzukratzen. Ich hatte jetzt viel eher Lust auf eine saftige Zigarre. Schon lange hatte ich mir keine mehr angesteckt, und als ich nun den ersten Zug nahm, fühlte ich mich gleich wie im Paradies.

Jimmy Spider und der geheime See

Man sollte ja meinen, dass es nach einem Auftrag, einen dümmlichen Psychopathen irgendwo in der Walachei Mexikos auszuschalten, nicht mehr schlimmer kommen könn-

te – aber weit gefehlt. Diesmal ging es um eine Gruppe von zehn Wanderern, die irgendwo in einer hinterwäldlerischen Region Deutschlands (mein Chef nannte mir den Namen *Taunus*) in einem schauerlichen Wald verschwunden waren. Schauerlich deshalb, weil dort laut irgendeiner mir nicht näher bekannten Legende irgendwelche Geister umgehen sollten. Da war sofort – zu meinem Unverständnis – die TCA hellhörig geworden.

Prompt war ich nach Frankfurt geflogen, wo ich auf meinen deutschen Kollegen Hans Olo getroffen war, den ich bereits von einem äußerst sinnentleerenden *Fall* her kannte. Der Mann trug genau dasselbe Outfit wie bei unserer ersten Begegnung: Weiße Turnschuhe, grüner Schlapphut, brauner Ledermantel, abgenutzte blaue Jeans und einen nicht unerheblichen Bauchvorbau.

Nun befanden wir uns auf dem Weg zu dem angeblichen Tatort. Olo fuhr einen etwas älteren, blauen Sportwagen.

Olo hatte mich bereits mit den Örtlichkeiten vertraut gemacht. Der Wald lag irgendwo im Nirgendwo, umgeben von Orten, deren Namen mir in ein Ohr hinein und aus dem anderen wieder hinaus gingen. Außerdem lag in dem Wald ein netter kleiner See.

Das besondere war jedoch, dass Olo einen Hinweis vom BKA erhalten hatte, dass dieser Wald nur auf eigene Gefahr zu betreten war. Was auch immer das bedeuten sollte.

Das einzig Positive an der ganzen Sache war, dass ich für diesen Fall einen neuen Einsatzkoffer zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Dessen Vorgänger hatten leider ein schämliches Ende erlebt: Einer war in einer Schlucht in Spanien zerschellt, ein weiterer vor der Küste Brasiliens ertrunken.

Wälder und Ackerlandschaften zogen an uns vorbei, ebenso wie einsame Gehöfte und mehr oder minder große Ortschaften. Ich achtete kaum auf sie. In solchen Momenten vermisste ich irgendwie den urbanen Charme von Manchester. Aber ein bisschen Landluft hatte noch niemanden umgebracht. Vermutete ich zumindest.

Irgendwann nickte ich ein. Ich musste der unausgegorenen Langeweile Rechnung tragen.

Kaum war ich eingeschlafen, begann ich zu träumen ...

Felsen, überall Felsen. Ich stand in einem wahren Felsenmeer. Wo das Auge hinsah, alles Fels. Erwähnte ich schon die Felsen?

Am Himmel erstrahlte keine Sonne, auch kein Mond, Gestirne oder gar Wolken waren zu sehen. Stattdessen blickte ich auf ein brennendes Firmament. Unzählige Glutbälle fahren über dieses Himmelsschauspiel hinweg. Aber war das wirklich noch der Himmel? War es nicht viel mehr der einer völlig anderen Welt?

Es war müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Schließlich war das nur ein Traum.

Aber da ich nichts Besseres zu tun hatte, wollte ich dem getriebenen Traumaufwand auch Genüge tun und setzte mich in Bewegung.

Vorsichtig sprang ich von einem Felsblock zum nächsten. Warum eigentlich?

Schnell bekam ich eine Antwort. Aus einer Lücke schoss eine glühende Lavafontäne.

Jetzt wurde es im wahrsten Sinne des Wortes brenzlich. Hastig sprang ich weiter, immer bedacht, weiteren Fontänen auszuweichen, wollte ich nicht als Grillhähnchen enden.

Aber wohin wollte ich eigentlich? Die Frage war berechtigt, schließlich befand ich mich innerhalb eines riesigen Felsenmeeres, welches nur ein Traumprodukt war.

Auch auf diese Frage wurde mir eine Antwort gewährt. Direkt vor mir, nur etwa zehn Meter entfernt, brach unter lautem Getöse die Erde – oder vielmehr das Felsmassiv – auf.

Doch statt einer weiteren Lavafontäne schoss ein gewaltiger schwarzer Thron hervor.

Auf ihm saß eine Gestalt, ein Mensch, ein Mann. Zumindest sah er auf den ersten Blick so aus.

Der Ankömmling hatte lange braune Haare, die ein relativ dünnes und knochiges Gesicht umspielten. Seine Bekleidung bestand einzig aus einer langen schwarzen Robe. Einzig der Kopf war von diesem Mann wirklich zu sehen.

Er starrte mich an, ich starrte zurück; hinein in strahlend blaue Pupillen.

Genügsam öffnete er seinen Mund, ohne etwas zu sagen. Stattdessen formten seine Lippen ein faunisches Lächeln.

»Du bist also Jimmy Spider.« Seine Worte waren kaum mehr als ein leises Wispern, aber ich verstand ihn.

»Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Das tut nichts zur Sache.« Mit seinem rechten Arm griff er über die Lehne des Throns und zog einen etwa einen Meter langen roten Stab hervor, um den silbrige Blitze zucken.

»Ich bin gekommen, um dich vorzuwarnen.«

Ich zögerte kurz. Vielleicht täuschte ich mich, aber ich bekam den Eindruck nicht los, dass ich dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen hatte. Aber doch nicht ganz so, wie jetzt. Irgendwie ...anders.

»Ich bin gekommen, um dir deinen Tod anzukündigen.« Er sprang auf und lachte. »Du hast einmal einen schweren Fehler begangen, und ich habe ihn nicht vergessen, verfluchter McShady! Vielleicht nicht heute, vielleicht nicht morgen, vielleicht nicht mal in einem Jahr. Aber dein Tod ist beschlossene Sache. Und es wird ein grausamer sein ...«

Schlagartig wachte ich auf. Tief musste ich durchatmen, um wieder Luft zu bekommen. Mein Kopf war schweißgebadet.

Als ich meinen Blick zur Fahrerseite des Wagens wendete, blickte ich in das Gesicht meines deutschen Kollegen, der mich schief angrinste. »Na, schlecht geschlafen? Wie auch immer, wir sind da. Aussteigen, wenn ich bitten darf.«

Ich folgte ihm aus dem Wagen, ohne ein Wort zu sagen. Zu sehr stand ich noch unter dem Eindruck meines Albtraums.

Ein Albtraum ... was sollte es anderes sein?

Ich wollte nicht glauben, dass dies Realität gewesen sein sollte. Schließlich war ich trotz allem in Olos Wagen geblieben. Andererseits ... hatte ich erst vor kurzem, als es gegen einen Kobold ging, einen sehr realen Traum empfangen.

Doch es war nun nicht die Zeit, um über diesen Traum nachzudenken. Erst hieß es, diesen angeblichen Fall abzuschließen.

Nach dem Aussteigen empfing mich die berüchtigte deutsche Landluft. Es roch nach Dünger, Rinderexkrementen und Harz. Letzteres war wohl darauf zurückzuführen, dass wir uns nur wenige Meter von einem Wald entfernt aufhielten.

Geistesabwesend griff ich nach meinem Einsatzkoffer und ging ich auf die ersten Bäume zu. Dabei orientierte ich mich an dem neben mir laufenden Olo, dem mein Zustand offenbar nicht wirklich auffiel. Erst als ich über irgendetwas stolperte, erhielt ich seine Aufmerksamkeit.

»Sind sie betrunken?«

»Nein, ich...« Als ich sah, über was ich gestolpert war,

schwieg ich.

Ein Schild, etwa einen halben Meter groß. *Imbiss* stand darauf. Glücklicherweise war ich sowohl der deutschen Sprech- als auch Schriftsprache mächtig, sodass ich einigermaßen überrascht war.

»Haben sie Lust auf eine Zwischenmahlzeit, Olo? Ich habe nämlich einen Imbiss entdeckt.«

Der Kommissar kratzte sich am Kopf. »Sie sind betrunken. Aber was soll ich anderes von Engländern erwarten?«

Ich hielt ihm das Schild entgegen, das ihn auf der Stelle verstummen ließ.

Nach wenigen Sekunden betroffenen Schweigens gewann er seine Fassung zurück. »Also ... das ist wirklich ein Hammer. Was der wohl anbietet? Wildschwein-Currywurst? Pommes mit Pilz-Ragout?«

»Wir werden es herausfinden.«

»Ja - aber wo?«

Ich sah mich um, mein gestochen scharfer Blick fixierte die Umgebung.

Irgendwo musste es doch sein. So ein Imbiss kann sich doch nicht mitten im Wald verstecken.

Vielleicht aber doch, denn etwa einhundertfünfzig Meter von uns entfernt, wo das Unterholz bereits dichter zu werden begann, entdeckte ich die Silhouette des Imbisses - beziehungsweise eher die des Lieferwagens, in den der Imbiss integriert war.

Ich tippte Olo auf die Schulter und zeigte ihm meine Entdeckung. Er kratzte sich nur am Kopf und schüttelte selbigen.

Auf dem Weg zu dem Imbissstand begegneten uns zwei Hasen, drei Igel, ein Rucksack, ein Uhu, ein paar Pil... -

Moment, ein Rucksack?

Möglicherweise war das die erste Spur zu den verschwundenen Wanderern. Oder aber wir hatten eine illegale Mülldeponie entdeckt.

Ich blieb kurz stehen und beugte mich zu der grauen Tasche herunter, die völlig unbeschädigt den Waldboden verschönerte. Etwas Verdächtiges war nicht zu entdecken. Auf eine Durchsuchung verzichtete ich, denn in dem Rucksack würden sich wohl kaum die zehn Vermissten versteckt halten.

Nach diesem kurzen Intermezzo setzte ich meinen Weg fort.

Hans Olo hatte sich bereits einen gewissen Vorsprung erarbeitet, blieb aber zu der Imbissbude in einem Sicherheitsabstand, bei dem er auf mich wartete.

Als ich ihn erreicht hatte, sprach er mich sofort an. »Was denken Sie?«

»Dass ich einen Imbiss vertragen könnte.«

Verdutzt schaute er mich an, bis ich meinen Weg zu der Bude auf Rädern fortsetzte.

Zu meiner Überraschung war der Imbiss jedoch alles andere als verlassen. Hinter der Theke, in der einige Würste, belegte Brötchen und Salate zur Auswahl lagen, befand sich ein recht beliebter, glatzköpfiger Mann mit einer Schürze vor der Brust, der mich grinsend anblickte. Sein dichter schwarzer Schnurrbart hatte sich dabei in recht bizarrer Weise mit verschoben.

»Was darf's denn sein, der Herr?«

»Moment ... wie nennt sich das noch mal? Currywurst?«

»Mit Magen?«

»Nein, den hab ich schon.«

Mein gegenüber stutzte kurz. »Hm. Wie Sie meinen.«

Kommissar Hans Olo trat an meine Seite. »Finden Sie das nicht auch etwas merkwürdig – irgendwas ist doch an diesem Imbiss faul.«

Ich flüsterte zurück. »Ich hoffe, das Essen nicht.«

Während mir der Wirt die Currywurst zubereitete, vertrat ich mir etwas die Beine.

An der Umgebung war nichts Ungewöhnliches zu erkennen. Ein ganz normaler Wald, vielleicht ein etwas dichtes Unterholz. Doch von den verschwundenen Wanderern war, außer dem einsamen Rucksack, nichts zu sehen oder zu hören. Nur ein paar singende Vögel, ein leises Rascheln und ... das Platschen von Wasser. Also musste der See ganz in der Nähe sein.

»Es ist angerichtet.«

Der Ruf brachte mich zurück zu dem Imbiss. Tatsächlich war meine Currywurst, mit ein paar Pommes garniert, angerichtet. Während ich mir den ersten Bissen hinein schob (der mich jetzt nicht gerade aus den nicht vorhandenen Socken fahren ließ, aber immerhin keine Magenfolter wie Fish & Chips war), beobachtete ich den Imbissbudenbesitzer, der scheinbar geistesabwesend seine Messer schärfte.

Ich ergriff als erster das Wort. »Sagen Sie, Mr. ...«

»Schächter. Hans Schächter.«

»Noch einer.«

»Wie meinen Sie das?«

Ich wies mit meinem rechten Daumen auf meinen deutschen Kollegen.

Der Kommissar trat einen Schritt nach vorne und nickte dem Mann zu. »Kommissar Hans Olo. Polizei Frankfurt.«

Er nickte ebenfalls und wandte seinen Blick mir zu. »Und

Sie sind ...?«

»Jimmy Spider, TCA.“

Der Mann in der Schürze beugte sich über den Tresen und verengte die Augen. »Wollen Sie mich verarschen?«

Ich hob meinen Zeigefinger. »Hey, noch bin ich am Essen.«

Schächter murmelte etwas Unverständliches in seinen Schnurrbart. Ich konnte es zwar nicht verstehen, aber an dem wie erkannte ich eine Art Dialekt, den ich irgendwo schon einmal gehört hatte.

Hans Olo tippte mich von der Seite an. »Der ist Österreicher.«

Offensichtlich hatte nicht nur ich diesen Gedanken gehabt.

Aber was machte einen österreichischer Imbissbudenbesitzer mitten im Nirgendwo von Deutschland, und das ausgerechnet in einem Wald, in dem kürzlich zehn Menschen verschwunden sind und der irgendwie für das BKA interessant ist? Dafür gab es im Prinzip nur eine Erklärung.

Ich schritt, so nah wie es ging, auf den Imbiss zu und wies mit dem Zeigefinger auf Hans Schächter. »Sie sind vom österreichischen Geheimdienst!«

Schächter grinste wieder. »Erraten.«

»Seit wann hat Österreich eigentlich einen Geheimdienst? Davon hab ich noch nie gehört.« Hans Olo trat wieder an meine Seite.

»Ist das nicht das größte Lob für unseren Verein?« Schächter winkte ironisch mit seinen Messern.

»Und was machen Sie genau hier?«

»Dasselbe wie Sie.«

»Da irren Sie sich. Wir verkaufen keine Würste.«

Schächters Grinsen verschwand. »Nein, ich meine, ich bin wegen den Vermissten hier.«

Hans Olo lachte. »Abwarten und Currywurst essen, oder wie?«

»So in etwa.«

Ich merkte schon, dass aus diesem Kerl nichts heraus zu bekommen war. Dennoch gab er uns noch einen kleinen Hinweis.

»In der Nähe befindet sich ein kleiner See. Vielleicht sollten Sie sich den mal ansehen.«

Ich nickte und gab meinem deutschen Kollegen ein Zeichen, dass wir uns auf den Weg machen sollten. Gleichzeitig zog ich bereits meine Waffe hervor. Man konnte nie vorsichtig genug sein.

Während wir bereits in die Richtung liefen, in der ich den See vermutete, hörte ich hinter mir noch einmal die Stimme des Geheimdienstlers.

»Ah, eine Desert Eagle. Sieht man nicht oft, diese Waffe.«

»Und diese hier werden Sie nur einmal sehen. Sie ist die erste jemals gebaute.«

»Ein Sammlerstück also?«

»So in etwa.«

Von Schächter hörte ich nichts mehr. Es war mir im Prinzip auch egal, denn der See war mir wichtiger.

Wir brauchten nur wenige Minuten zu suchen, dann hatten wir das kleine Gewässer erreicht. Es hatte die Größe eines Fußballfeldes und war vollkommen vom Wald umschlossen. Viel mehr Erwähnenswertes gab es kaum. Bis auf den Rucksack, der zwischen den wenigen Schilfrohren am Ufer trieb.

Ich stellte meinen Einsatzkoffer ab und fischte die Tasche

aus dem Wasser.

Irgendetwas störte mich daran.

Als ich den Rucksack in der Hand hielt, wusste ich, was es war: Jemand, oder vielmehr etwas, hatte den Boden des Rucksackes abgerissen. Oder abgebissen?

Die Rätsel wurden immer größer, aber ohne wäre es ja auch langweilig, oder?

»Ähm, Jimmy...«

»Nicht jetzt, Hans.« Wir duzten uns wieder, nachdem wir uns dies bereits in Frankfurt angeboten hatten. Aber irgendwie war das heute bisher in der Gewohnheit untergegangen.

Was konnte diese Zerstörung nur verursacht haben? Etwas in dem See? Aber was...? Vielleicht wurden hier die Dreharbeiten zu *Piranhas III* vorbereitet. Oder es befanden sich irgendwelche unfassbaren, durch Experimente wahnsinniger Wissenschaftler erschaffenen, unfassbaren Kreaturen in dem See, die so unfassbar waren, dass sie in diesem unfassbar gottverlassenen See mitten in der deutschen Walachei versteckt gehalten werden mussten. Ziemlich unfassbar.

»Jimmy, ich ...«

»Nur einen Moment, Hans.«

Wenn das wirklich so war, dann musste auch der österreichische Geheimdienst etwas damit zu tun haben. Hatte er die hier hausenden Kreaturen etwa mit Mozartkugeln gefüttert? Waren deshalb alle zehn Wanderer gefressen worden? Oder machte ich mir gerade nur völlig unwichtige Gedanken, während das Entscheidende gerade ganz woanders geschah?

»Jimmy, du solltest wirklich...«

»Gleich, ich...«

»... vom Ufer zurücktreten.«

Eine innere Stimme sagte mir, dass das nicht die schlechteste Entscheidung wäre. Im nächsten Moment offenbarte sich auch der Grund dafür.

Etwa zehn Meter vom Ufer entfernt schäumte und brodelte das Wasser, als würde gerade jemand Fischsuppe kochen.

Irgendetwas kam da auf uns zu.

Ich ging zu meinem Einsatzkoffer und klappte ihn auf. Eine Flasche Wodka, Ersatzmunition, ein paar Handgranaten und eine Karte von Deutschland befanden sich darin.

Ich wandte mich wieder dem See zu. Das Schäumen und Brodeln hatte an Intensität noch zugenommen.

Hans Olo zog nun ebenfalls seine Waffe, was beinahe lächerlich wirkte, denn im nächsten Augenblick schoss das wahrscheinlich grässlichste Ungetüm, das jemals die Sonne des Taunus erblickt hatte, aus den Fluten hervor.

Ein riesiger Krake, mindestens fünfzehn Meter groß und ebenso breit. Acht Fangarme, die mit Sicherheit ganze Busse umherschleudern konnten. Dazu ein Maul, das so gar nicht zu dem eines Kraken passte, ebenso wie die Haut. Diese war teilweise von Schuppen, ähnlich denen eines Krokodils, bedeckt. Auch das Maul ähnelte entfernt dem eines Reptils. Statt eines Schnabels blitzten uns rasiermesserscharfe Reißzähne entgegen, die mit Sicherheit längst ihre Jungfräulichkeit verloren und zumindest zehn Wanderern ein schmerzhaftes Ende beschert hatten.

Einer der Fangarme schoss plötzlich auf uns zu. Während sich Olo mit einem Hechtsprung in Sicherheit brachte, zielte ich mit meiner Desert Eagle auf den Tentakel.

Der erste Schuss ging fehl, der zweite traf einen der Saugnäpfe.

Wie ein waidwunder Auerochse zur Brunftzeit brüllte das Biest auf, zog seinen Arm aber nicht zurück. Stattdessen schoss er erneut auf mich zu und umschlang mich.

Als ob ich ein Spielzeug wäre, hob mich der Fangarm in die Lüfte und zog mich näher an den Kopf des Monsters heran. Aber noch hatte ich ein paar Asse im Ärmel, allen voran meine Desert Eagle.

Bevor mich dieses Vieh zu Meeresfrüchten verarbeiten konnte, schoss ich drei Mal auf den Kopf.

Alle Kugeln hieben in das weiche Fleisch des Kraken. Erneut schrie er auf, aber das hinderte ihn nicht daran, mich näher an das hungrige Maul zu schieben.

Langsam wurde es brenzlich.

»Hans?«

»Ja?«

»Jetzt frag nicht so dumm, tu was!«

Kaum hatte ich zu Ende gesprochen, flogen mir die Bleigeschosse nur so um die Ohren. Immerhin lenkte das den Kraken ab, die Frage war nur, wie lange ich das überleben würde.

»Hans!«

»Ja?«

»Willst du mich umbringen?«

»Wenn du möchtest.«

»*Nein!* Lass das mit der Pistole. Geh lieber zum Einsatzkoffer.«

»Und dann?«

»Wirst du schon sehen...«

Der Mann war wirklich schwer von Begriff. So blieb mir

nichts anderes übrig, als ein neues Magazin in meine Waffe einzuführen (dankenswerter Weise hatte mich das Biest nämlich an der Hüfte umschlungen) und den Kraken weiter mit Kugeln zu traktieren. Ein Auge traf ich leider nicht, aber immerhin brachte ich ihn aus dem Konzept.

»Okay, ich bin jetzt beim Einsatzkoffer. Und jetzt?«

»Siehst du die Handgranaten? Lass dir was einfallen.«

»Oh ... okay.«

Inzwischen hatte mich der Fangarm in die direkte Nähe des Monstermauls vorgeschoben. In wenigen Sekunden würde ich den zehn Wanderern in die ewigen Fischgründe folgen, wenn nicht...

»Komm Krakikraki, put put put. Onkel Hansi hat leckeres Happihappi für dich...“

Ich verdrehte meine Augen. Bizarrer konnte es nun wirklich nicht werden. Oder etwa doch?

Ich griff meinem Kollegen unter die Arme. »Das funktioniert nicht. Mach das Vieh irgendwie anders auf sie aufmerksam.«

»Okay.« Gesagt, getan – Hans Olo feuerte erneut eine Salve auf das Monster ab. Und diesmal reagierte es.

Brüllend wie ein Löwe auf Brautschau schoss der Krake auf das Ufer zu.

Gleichzeitig sah ich (der natürlich immer noch in der Luft und im Griff des Monsters hing; der Krake war offenbar Multitaskingfähig), wie Olo eine Handgranate aus meinem Einsatzkoffer nahm und sie auf das Monster warf.

»Friss das, Wabbelbacke.«

Und tatsächlich, das Monster riss das Maul noch weiter auf und verschlang die Handgranate.

Ich blickte auf die Uhr. Zehn Sekunden dauerte es bis zur

Detonation.

5...4...3...2...1...0...1...2 ... Nichts geschah. Auch der Krake warte offenbar darauf, dass etwas passierte. Doch der erhoffte Knall blieb aus.

»Hans?«

»Ja?«

»Kann es sein, dass du die Granate nicht scharf gemacht hast?«

»Muss man das etwa?«

»Ja.«

»Oh. Ich hab mit diesen Dingen nicht so viel Erfahrung. Aber da ist auch nirgendwo ein Splint zu sehen.«

Was für ein Pech. »Das ist eine Spezialanfertigung. An der Oberseite der Eier befindet sich ein schwarzer Knopf. Wenn du darauf drückst, läuft ein zehnständiger Count-down bis zur Detonation an.«

»Achsooo ...«

Vielleicht würde es ja jetzt einmal etwas mit meiner Rettung.

Der Krake hatte inzwischen genug vom Zuhören und brüllte infernalisches auf.

Die Gelegenheit nutzte der Kommissar. Er machte eine Granate scharf und warf sie dem Monster zielgenau in den Rachen.

Wieder hieß es warten. 5... 4... 3... 2... 1...

Ein scheußlich anzuhörender, gedämpft wirkender Knall unterbrach die Stille.

Sekunden später sah ich die Bescherung. Die Granate hatte eine noch schlimmere Wirkung als Rizinusöl. Das Wasser um den Kraken herum färbte sich braun, es tauchten auch einige Fleisch- und Tentakelfetzen in der Seesuppe

auf.

Nun wurde aus dem Kraken ein wildes Karussell. Furios drehte sich das Vieh brüllend um die eigene Achse, während Hans Olo, wie ich im Augenwinkel erkannte, Becherwerfen mit dem Monster spielte. Nur mit dem kleinen Unterschied, dass seine Bälle scharfe Handgranaten waren.

Weitere Explosionen zerrissen das Brüllen des Kraken, der sich immer noch drehte, sich aber jetzt sichtbar im Toteskampf befand. Die letzte Explosion hatte gut ein Viertel des Schädels weggesprengt, auch ein Auge war in Mitleidenschaft gezogen worden. Dennoch brachte er es fertig, sich weiter auf das Ufer zuzuschieben.

Die letzte intakte Tentakel, ausgenommen der, der mich festhielt, schoss ausgerechnet auf meinen Einsatzkoffer zu und packte ihn mit letzter Kraft.

Gleichzeitig erschlaffte der mich haltende Fangarm, so dass ich sehr unsanft in der braunen Brühe des Sees landete.

Das Wasser schlug über mir zusammen, doch sofort schoss ich wieder empor. Dies gab mir die Gelegenheit, den Untergang des Kraken zu beobachten.

Lautlos sank der Körper des schon beinahe toten Monsters in die Untiefen des Sees hinab, während der letzte funktionierende Tentakel meinen Einsatzkoffer wie ein Faß seines letzten Triumphes empor hielt, bis auch er im Wasser verschwand.

Ich atmete tief durch und schwamm dem Ufer entgegen, an dem Hans Olo bereits auf mich wartete.

Er lächelte mich etwas verlegen an. Ich dagegen torkelte vor lauter Schwindel ziellos umher.

Auf eine Zigarre verzichtete ich lieber, sonst hätte ich die

Currywurst ein zweites Mal schmecken dürfen.

Jimmy Spider und die Kronjuwelen

Ich befand mich in einem noch nicht modernisierten Abschnitt des Londoner Stadtteils Soho.

Die Strahlen der Sonne versanken langsam am Horizont, und die ersten Schatten der Dämmerung ließen die altherwürdigen Gassen dieses mittelalterlich wirkenden Ortes wie ein Ort voller Mystik und Geheimnisse erscheinen.

Entgegen dieser äußerst blumigen Beschreibung des Sonnenuntergangs befand ich mich auf dem Weg zu einem neuen Auftrag.

Aus Geheimdienstkreisen war das Gerücht aufgekommen, dass jemand plane, die Kronjuwelen zu stehlen. Diese Bedrohung war den Behörden offenbar so ernst gewesen, dass sie vorsichtshalber die wertvollen Schätze an einem Ort versteckt hatten, an dem man sie niemals erwarten würde – einem Museum. Sehr einfallsreich.

Genauer gesagt handelte es sich dabei um ein Museum für antike Schätze, wie etwa die Bundeslade, der Gral oder das Schwert des Königs Artus. Natürlich nicht die echten – die befanden sich vermutlich längst in den ewigen Schatzgründen. Allesamt waren sie Repliken, und unter denen sollten die Kronjuwelen – während im Tower of London eben solche Kopien aufbewahrt wurden – nicht auffallen, bis die Gefahr gebannt war. Was auch immer das bedeuten sollte.

Jedenfalls hatte die TCA meine Wenigkeit dazu auser-

wählt, die Juwelen zu hüten. Dazu befanden sich in dem Museum drei Nachtwächter.

Ich wandte meinen Blick vom Fenster und damit auch vom Sonnenuntergang ab und besann mich wieder auf meine eigentliche Aufgabe. Aber was war die eigentlich? Sollte ich hier in diesem Touristenübersohrhauseum bis zum Sankt-Nimmerleins-Tag auf irgendwelche mehr oder weniger imaginären Diebe warten?

Ich schritt durch einige Gänge, an deren Wänden Kopien von Gemälden wie der Mona Lisa, etlichen Monets und Picassos den Eindruck erweckten, hier würden tatsächlich alle kulturellen Schätze dieser Welt aufbewahrt.

Nach einigen Minuten, in denen ich im Vorbeigehen duplizierte *Meisterwerke* bewundern durfte, für deren Ruhm mir mehr oder weniger das Verständnis fehlte, erreichte ich einen weitläufigen, saalartigen Raum, dessen Decke eine Glaskuppel bildete. Mittlerweile konnte man durch sie hindurch allenfalls nur noch Fledermäuse beim Balztanz bespannen.

In der Mitte des Raumes lagen sie, die Kronjuwelen. Aufgebahrt auf mehreren hölzernen Ständern und roten Kissen sowie geschützt durch einige Glaswände erweckten sie nicht gerade den Eindruck, der vielleicht wertvollste Schatz des britischen Königreiches zu sein.

Ehrlich gesagt konnte ich auch noch nie wirklich etwas mit dieser Ansammlung altertümlicher Kronen, Schwerter, Zepter und schwer verdaulichem Obst wie dem Reichsapfel anfangen. Das lag vielleicht an der Erinnerung an meine Mutter, einer Schottin, die stets einen gewissen Lokalpatriotismus ausgestrahlt hat und unverkennbar keine Freundin der Royals gewesen war. Auch mein Vater hatte nichts da-

ran ändern können, dass ich sehr viel aufnahmefähiger für die Ansichten meiner Mutter gewesen bin.

Ich unterdrückte meine aufkommenden Erinnerungen an ein bestimmtes Ereignis und wandte mich wieder den wesentlichen Dingen zu. Die da waren, dass ich nichts zu tun hatte.

Hinter meinem Rücken erklang ein Hüsteln. Ich drehte mich um und sah Norman Lane, einen der drei Nachtwächter. Die anderen beiden, die sich irgendwo anders in den Gemäuern mehr oder weniger wörtlich herumtrieben (zumindest hatte ich eine dahingehende Vermutung), waren Jack Levine und seine Kollegin Claire Fontaine.

Lane hatte sein ergrautes Haar nach hinten gekämmt, so dass ich in ein Gesicht mit Falten blickte, die zwar den Grand Canyon nicht vor Neid hätten erblassen lassen, aber schon nicht zu übersehen waren. Trotz seines fortgeschrittenen Alters strahlten seine Augen etwas Jugendhaftes aus. Das lag möglicherweise auch an seiner Vergangenheit, die er, wie ich bereits erfahren hatte, bis zu seiner Pensionierung als Streifenpolizist im Dienste des Staates verbracht hatte.

Ich nickte ihm zur Begrüßung zu.

»Na, Agent Spider, schon einen Einbrecher entdeckt.«

»Ich bin nicht vom FBI.«

»Weiß ich doch. Aber auch die müssen sich manchmal mit Einbrechern herumplagen, Agent.«

»Wie gesagt, ich bin nicht vom FBI.«

»Sie sind ziemlich wortkarg, oder?« Er lächelte und setzte seine Wächtermütze, die er bisher in der rechten Hand gehalten hatte, wieder auf. »Trotzdem wünsche ich Ihnen noch einen schönen Abend, Agent Spider.«

»Den werde ich sicher haben, solange Sie mich nicht Agent Spider nennen. Viel Spaß noch.«

Norman Lane stutzte kurz, lächelte und schüttelte ein wenig verwirrt den Kopf, bevor er wieder seines Weges ging.

Da ich mittlerweile sinnloserweise schon seit einer ganzen Weile an derselben Stelle stand, suchte ich mir, auch um der Gefahr, hier Wurzeln zu schlagen und damit das Mauerwerk zu beschädigen, vorzubeugen, eine Sitzgelegenheit. Am anderen Ende des Raumes fand ich eine Sitzgelegenheit auf einem gepolsterten Stuhl.

Neben dem Stuhl stand ein kleines Schild mit der Aufschrift *Original-Bürostuhl von Sir Melville Macnaghten*. Wer auch immer das sein mochte. Ich vermutete einfach mal einen Scherz.

Zu dumm, dass ich nichts zu lesen mitgenommen hatte. So konnte das Warten eine schlimmere Folter werden als ein Tauchgang in einer Feuerquallenkolonie.

Die Sekunden verrannen, wurden zu Minuten, und meine Müdigkeit nahm zu. Nach einiger Zeit begannen meiner Augenlider langsam hinabzugleiten.

Eigentlich hätte ich mir ein Nickerchen ja erlauben können. Schließlich befanden sich noch drei Nachtwächter in dem Gebäude, und wenn wirklich hier jemand einbrechen würde, würde mich schon der Krach wecken. Andererseits ... bei meinem letzten Fall in Deutschland hatte ich mir auch ein Nickerchen gegönnt und war im nächsten Moment in einer Höllenwelt gelandet. Das sollte mir diesmal nicht passieren.

Dieser Gedankengang erwies sich jedoch als ziemlich kontraproduktiv, denn durch meine Erinnerungswallungen fielen mir erst recht die Augen zu. Vielleicht sollte ich

einfach an nichts denken. Nichts ...

Ich sackte langsam zusammen. Offenbar war *an nichts zu denken* doch keine so gute Idee gewesen. Aber auch der beste Verbrecherjäger der Welt brauchte mal seine Ruhe.

Pischuuuw.

Ich schreckte hoch. Innerhalb weniger Sekunden war ich wieder völlig wach.

Hatte ich da einen Schuss gehört? Und wenn ja, von wo?

Abrupt stand ich auf und sah mich um.

Ein Gefühl sagte mir, ich sollte mal nach links gehen, in den Gang, der zur Ausstellung berühmter Folterinstrumente führte. »Wie passend«, murmelte ich vor mich hin.

Ich lief, so leise wie möglich, den mit weiteren kopierten Gemälden gespickten Gang entlang, bis ich aus einer Linksbiegung etwas hervorragend sah. Zwei Beine ...

Ich griff nach meiner Desert Eagle, zog sie aber noch nicht hervor.

Als ich einen ersten Blick um die Ecke warf, sah ich die Bescherung: Norman Lane war es, dessen Beine steif um die Ecke gelugt hatten. Auf seiner linken Brustseite befand sich eine stark blutende Wunde. Ich brauchte nicht einmal einen Blick in seine Augen werfen, um zu wissen, dass er tot war.

Irgendwie war mir der Mann sogar sympathisch gewesen, trotz seiner Angewohnheit, mich für einen FBI-Agenten zu halten. Aber konnte ihn ...?

Ich spürte etwas Kaltes in meinem Nacken. »Keine falsche Bewegung, Mr Spider!«

Für einen Moment erstarrte ich. Mein Gegner hatte mich kalt erwischt. Ich brauchte keine funkelnde Kristallkugel, um zu erraten, dass mich jemand mit einer Pistole bedroh-

te.

»Ziehen Sie jetzt langsam ihre Hand hervor und heben Sie sie mit ihrer anderen über den Kopf!«

»Über ihren oder meinen?«

Der Mann hinter mir, sehr wahrscheinlich auch der Mörder von Norman Lane, stieß einen Fluch aus.

»Was denken Sie wohl, Spider?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Überraschen Sie mich.«

Wieder folgte ein Fluch, diesmal noch deftiger.

»Über Ihren natürlich!«

»Kein Problem.«

Ich tat, was mir befohlen worden war. Meine Desert Eagle ließ ich allerdings stecken.

»Und nun drehen Sie sich ganz langsam um!«

Ich machte aus dem *langsam* ein *in Zeitlupentempo*, bei dem man *Gras beim Wachsen zusehen könnte*.

»So langsam nun auch wieder nicht.«

Abrupt ruckte ich meinen Körper herum, um meinen Gegner zu überraschen. Der hatte jedoch wohl damit gerechnet und war, mit vorgehaltener Waffe, einen Schritt zurückgewichen.

Als ich den Mann sah, erkannte ich sofort, wer Norman Lane erschossen hatte: Jack Levine, der zweite Nachtwächter. Ich hatte ihn bisher nur kurz einmal bei meinem Eintreffen gesehen. Braune Haare, blaue Augen, ein Gesicht, bei dem sicher nicht wenige Damen auf andere Gedanken gekommen wären (wenngleich sich auch bei ihm schon einige Falten eingearbeitet hatten). Über seinem restlichen Körper trug er eine dunkelblaue Uniform.

Er verzog seine Lippen zu einem überheblichen Lächeln. »Ab jetzt lasse ich Ihnen den Vortritt. Wir gehen zurück zur

Halle mit den Kronjuwelen. Wir wollen doch nicht die große Show verpassen, oder?«

»Kommt drauf an, wie gut die Show wird.«

Sein Lächeln verschwand. »Keine weiteren Mätzchen, Agent Spider, wir ...«

»Ich bin nicht vom FBI.«

Wütend krallte er seine rechte Hand um den Pistolenlauf. »Das ist doch völlig irrelevant! Gehen Sie endlich in den Ausstellungsraum. Los!«

Um ihn nicht weiter zu verärgern (von ein paar Kugeln durchlöchert zu werden, würde nicht gerade zu meiner Gesundheit beitragen), befolgte ich seinen Befehl und ging langsam zurück zu dem Ausstellungsraum der Kronjuwelen.

Unterwegs ließ ich meiner Neugierde freien Lauf. »Was hat das alles zu bedeuten?«

»Das werden Sie schon sehr bald erfahren.«

Offenbar hatte der Mann seine Gesprächsbereitschaft nicht gerade mit Löffeln gegessen.

Nach nicht mal einer Minute erreichten wir die kleine Halle. Die Kronjuwelen lagen noch immer an der Stelle, an der ich sie in Erinnerung hatte.

»Und jetzt ... werfen Sie mal einen Blick nach oben!«

Ich legte meinen Kopf in den Nacken - und zuckte überrascht zusammen. Von der Glaskuppel hinab hatten sich zwei schwarze Gestalten abgeseilt. Offenbar die angekündigten Einbrecher. Sie hatten anscheinend ein Loch in die Kuppel geschnitten und hingen nun an ihren mitgebrachten Stricken.

Als sie langsam nach unten glitten, winkte mir einer der beiden zu. Mit der anderen Hand griff er an seinen Kopf

und zog sich die schwarze Skimaske ab, die sein Gesicht verhüllte.

Zum Vorschein kam – Raymond Sterling. Auch das noch – aber eigentlich hätte ich es wissen müssen.

»Hallo Spider, lange nicht gesehen.« Er kicherte kurz. »Ich dachte, ich schaue mal bei meinem alten Freund vorbei und frage mal, wie es ihm geht.«

»Bis jetzt noch gut.«

»Sie sagen es – bis jetzt noch. Aber das wird sich bald ändern. Ach ja, wie geht es eigentlich Ihrer reizenden Kollegin? Wie hieß sie noch gleich ... Tanja Berner. Ich habe gehört, sie ist nicht mehr allzu gut auf Sie zu sprechen.«

Dazu sagte ich lieber nichts. Stattdessen verzog ich nur säuerlich den Mund. Allerdings fragte ich mich, woher Sterling wohl diese Informationen und vor allem den Namen meiner Kollegin hatte. Bei unserer letzten Begegnung hatte ich ihn nicht genannt.

»Eigentlich ist es mir auch egal. Die Hauptsache ist, ich erledige meinen Job, und Sie streichen die Segel.«

»Was haben Sie denn für komische Segel?«

Verärgert verzog *Ray* das Gesicht. »Versuchen Sie das schon wieder, Spider?«

Sein Lächeln kehrte zurück. »Aber diesmal werde ich nicht nur den Schatz einsacken, sondern auch für Ihr endgültiges Ableben sorgen. Ich hatte natürlich eingeplant, dass Sie hier erscheinen würden, und bereits Vorkehrungen getroffen. Meine Monchoppies haben Sie vielleicht zwei Mal besiegt, aber einer Kugel werden Sie nicht entkommen. Nicht wahr, Jack ...?«

Ich sah den Wachmann aus den Augenwinkeln nicken. »Natürlich, Boss.«

»... und Claire?« Damit hatte Sterling Levines Kollegin angesprochen. Ich erhaschte einen Blick, wie sie lächelnd an der Öffnung des Ganges stand, aus dem Levine und ich gerade gekommen waren. Offensichtlich steckte auch sie mit Raymond Sterling unter einer Decke.

Wieder ergriff *Ray* das Wort. »Nachdem das geklärt wäre ... William, würdest du bitte die Glaskästen öffnen?«

Der zweite Einbrecher nickte und seilte sich weiter ab. Er hatte im Gegensatz zu Sterling seine Maske nicht abgezogen.

Er griff nach dem Glaskasten, in dem eine der Kronen lag.

»Die St.-Edwards-Krone«, klärte mich Sterling auf.

Offensichtlich diente das Glas lediglich als Staubfänger für die Krone, denn es ließ sich einfach abnehmen, ohne dass auch nur der Hauch eines Alarms losging.

Sterling griff nach der Krone und steckte sie in einen kleinen Sack, der mir bisher verborgen geblieben war und am Hüftgürtel befestigt war.

Der Räuber zeigte auf den nächsten Glaskasten, und wieder räumte sein Helfer die Vitrine zur Seite.

»Die Imperial State Crown.«

War *Ray* etwa ein Royals-Fan? »Sie scheinen ja ziemlich auf diesen Plunder zu stehen.«

Sterling zischte mir zunächst nur etwas Unverständliches entgegen. »Das, was Sie so selbstherrlich als Plunder bezeichnen, ist einer der größten Schätze der Welt. Ich will mir einfach auf der Zunge zergehen lassen, dass er sich nun in meinem Besitz befinden wird.«

Nachdem er auch die zweite Krone in einen neuen Sack weggesteckt hatte, wies er auf einen weiteren Glaskasten, in dem sich ein langer Stab und ein Schwert befanden. Sein

Handlanger entfernte auch diesmal das Hindernis, bevor sich Sterling die nächsten *Juwelen* griff.

»Das Staatsschwert und das Zepter mit dem Kreuz. Damit wäre die Sammlung komplett.«

Ray gab mir noch einen lockeren militärischen Handgruß. »Damit wäre meine Arbeit getan. Ich würde mich noch zu gern näher mit Ihnen unterhalten, aber ich muss leider schon wieder weg. Sie wissen ja, die Pflicht ruft. Leben Sie wohl, Jimmy Spider. Sie waren wirklich ein netter Gegner. Ein sehr netter.« Er lachte noch einmal kurz auf, bevor er seinem Kollegen ein Zeichen gab. Der Mann setzte irgendeinen Mechanismus in Gang, der die beiden Einbrecher nach oben zog, sodass sie meinen Blicken entschwanden.

Dadurch hatte sich meine Lage jedoch nicht wesentlich verbessert. Ich schaute noch immer in den Lauf von *Levines* Waffe.

Mein Gegenüber grinste wieder. »Bevor ich zur Tat schreite, möchte ich Sie erst einmal bitten, ihre Waffe hervor zu ziehen und auf den Boden fallen zu lassen. Ich möchte nämlich keine böse Überraschung erleben.«

Augenblicke später landete meine *Desert Eagle* vor mir auf dem Boden.

Zugegebenermaßen sah es jetzt ziemlich düster für mich aus. Aber ich hatte noch nicht alle Karten ausgespielt. Aus meinem großen Erfahrungsschatz, den ich aus solchen Situationen gesammelt hatte, wusste ich, dass mir noch immer eine, wenn auch ziemlich simple und für meine Gegner überaus peinliche Rettung blieb.

Levine hatte allerdings schon mit mir abgeschlossen. »Jetzt werden Sie ...«

Ich hob hastig meinen linken Arm und wies spontan nach

links. »Oh Gott, die Mona Lisa brennt!«

Es klappte tatsächlich, der Mann drehte seinen Kopf für einen Augenblick herum. Diesen Moment nutzte ich eiskalt aus.

Ich ließ mich einfach fallen, griff nach meiner Pistole und schoss – gerade in dem Moment, in dem Levine seinen Blick wieder auf mich gewandt hatte.

Reagieren konnte er nicht mehr. Meine Kugel schlug mit in seine Brust und stieß ihn zurück.

Von irgendwoher erklang ein wütender Schrei. Ich schenkte Levine keinen weiteren Blick und konzentrierte mich auf Claire Fontaine. Die Dame hielt nun ebenfalls eine Pistole in den Händen und benutzte die Halle als Schießstand.

Ich duckte mich und versteckte mich hinter einigen Vitrinen, während die Kugeln über mich hinwegpiffen.

Sie schoss und schoss, ohne wirklich richtig zu zielen.

Ich riskierte es einfach, richtete mich auf und jagte zwei Kugeln in ihre Richtung.

Beide Geschosse schlugen in den Kopf der Nachtwächterin. Ein erstickter Schrei war noch zu hören, dann brach Claire Fontaine zusammen.

Ich schüttelte den Kopf. Ich hatte versucht, sie kampfunfähig zu schießen, aber in den wenigen Augenblicken hatte ich keine Chance, gut zu zielen. Es war einfach um Leben und Tod gegangen.

Langsam ging ich auf Jack Levine zu. Ich dachte, er sei tot, doch dann sah ich, dass seine Augen noch leicht zuckten.

Ich beugte mich zu ihm hinab. Seine Brustwunde blutete stark. Es war wohl nur noch eine Frage der Zeit, bis er der

Verletzung erliegen würde.

Mein Gesicht dicht vor seinem, versuchte ich wenigstens noch ein paar Informationen zu erfahren.

»Sie wissen, dass Sie sterben werden. Sagen Sie mir, was Sie von Sterling erfahren haben, dann werde ich bei Ihren Verwandten ein gutes Wort für Sie einlegen.«

Seine Stimme, mehr ein Wispern, war kaum zu hören. Ich musste mein rechtes Ohr fast direkt an seinen Mund halten. »Er, er ... sagte etwas von ... er sei nur ein ... kleines Licht. Er arbeitet für ... er sagte seinen Namen nicht. Mehr ... weiß ... ich ... nicht.«

»Okay. Okay. Noch eines, bitte – wer war sein Begleiter?«

»Ein, ein Amerik ... aner. Ray sagte, er sei sein ...«

Danach verstummte er. Für immer. Ich schloss seine Augen, die nur noch einen gebrochenen Blick zeigten.

Noch einmal atmete ich tief durch und griff nach einer Zigarre, obwohl ich wusste, dass ich diesmal verloren hatte.

Jimmy Spider und die Zeitreise - Teil 1 einer Doppelfolge

Nur weil der Laden, in dem ich mich befand, den klangvollen Namen *San José City Shopping Center* trug, hieß das noch lange nicht, dass ich mich auch wirklich in San José aufhielt. Vielmehr lag das Gebäude in einem ziemlich namenlosen Vorort derselben Stadt.

Der Grund für meinen Trip in die USA war recht simpel: In der Sanitäranlagen- und Kühlgeräte-Abteilung waren in den letzten zwei Wochen auf mysteriöse Weise zwölf Menschen verschwunden, zuletzt sogar ein Kaufhaus-Detektiv.

Ob sie nun jemand mit mörderischer Absicht die Toilette herunter gespült hatte oder sie sich ob des wenig zum Kauf einladenden Zustandes vieler Anlagen einfach in Luft aufgelöst hatten, ließ sich auf die Schnelle leider nicht herausfinden.

Ehrlich gesagt war das wieder einmal so ein Fall, bei dem ich mehr oder weniger abwarten musste, bis irgendetwas Haarsträubendes geschah oder noch ein Mensch vor meinen Augen verschwand.

Zunächst aber wartete ich auf einen Anruf meines Chefs, der mich über die Folgen meines letzten Falles informieren wollte. Schließlich hatte es Raymond Sterling geschafft, die Kronjuwelen, einen der größten Schätze Englands, zu stehlen.

Mir war dabei natürlich kein Vorwurf gemacht worden, schließlich hatte ich ja nicht ahnen können, dass zwei Drittel des Wachpersonals zum Feind übergelaufen waren. Trotzdem stand die TCA – zumindest bei den Leuten, die von der Aktion wussten – in keinem wirklich guten Licht da.

Einen Vorteil hatte ich beim Warten allerdings: Die Kühle, die die Abteilung, in der ich mich befand, mit sich brachte, schützte mich vor den feurigen Strahlen der glühenden Sonne, die außerhalb des Kaufhauses wüteten.

Mein Handy klingelte. Ich zog es sofort aus der Jackentasche und nahm das Gespräch an. »Chef?«

»Nein, hier ist der Pizza-Service.« Der hatte aber merkwürdigerweise die Stimme meines Chefs.

»Haben Sie den Beruf gewechselt, Chef?«

»Sehr witzig. Wie dem auch sei, ich hatte gerade eine Sitzung mit dem Direktor des MI-7. Wir haben abgeklärt, dass

alles so bleibt, wie es ist.«

»Das hätte ich mir auch selbst sagen können.« Ich verdrehte symbolisch die Augen. Diese Bürokraten (das MI-7 war übrigens die noch geheimere Variante des MI-5) hatten sicher Stunden für diese waghalsige Entscheidung gebraucht.

»Glauben Sie mir, mir hat die Sitzung auch keinen Spaß gemacht, aber irgendwie musste ich die Sache ja, sagen wir mal, kleinreden. Jedenfalls werden wir der Öffentlichkeit und den anderen Behörden und Geheimdiensten weiterhin weismachen, dass die echten Kronjuwelen noch immer im Tower liegen, während wir im Stillen nach Sterling und seinem Helfer suchen. Ich denke, das wird auch in ihrem Sinne liegen. Ich ...«

Aus dem Hintergrund erklang eine sonore Stimme.
»Häppchen, Sir?«

Mein Chef zischte einen leisen Fluch in den Hörer.
»Gleich, Emerson. Lassen sie mich wenigstens noch zu Ende telefonieren.« Er räusperte sich. »Entschuldigen Sie, Mr. Spider, aber Sie wissen ja ...«

»Nur zu gut.« Ich lächelte schmal.

»Also dann, machen Sie Ihren Job zu Ende. Es gibt sicher noch wichtigere Fälle als in Kühlschränken nach Vermissten zu suchen.«

Damit war das Gespräch beendet.

Viel weiter gebracht hatte mich die Unterredung leider nicht. Von Sterling und seinem Partner würden sich sehr wahrscheinlich keine Spuren finden lassen. Da musste ich schon warten, bis ich ihnen bei Gelegenheit wieder über den Weg lief.

Allerdings hatte mich der Chef auf eine Idee gebracht: Ich

könnte ja mal in einem der Kühlschränke nachsehen, ob sich dort nicht auch ein erfrischendes Getränk oder ein eiskalter Snack versteckt hielt.

Die erste Kühlschranktür, die ich öffnete, gehörte zu einem eher kleinen Modell, das sicher auch ein schönes Bild in meiner Wohnung abgegeben hätte. Aber statt dass mich noch ein übereifriger Zollbeamter wegen Kühlschrankschmuggels verhaften würde und es zu verqueren diplomatischen Verwicklungen käme, ließ ich meinen Gedanken fallen und konzentrierte mich stattdessen auf das Innenleben des Geräts. Leer.

Ich ging zum nächsten Kühlschrank. Diesmal ein etwas Größerer, doch auch der enthielt nichts Essbares, sah man einmal von einer schockgefrorenen Kakerlake ab.

Ich suchte weitere Geräte ab – vergeblich. Schließlich begab ich mich in den hintersten Winkel der Abteilung, wo sich ein etwas betagteres Modell aus Holz befand. Die schwarze Farbe darauf blätterte schon leicht ab. Ich wunderte mich, warum so ein Uralt-Kühlschrank (ich erinnerte mich, meinen Stiefvater so etwas einmal als *Ahnherr der Kühlschränke* bezeichnen gehört zu haben) einfach so im Verkaufsraum und nicht irgendwo in einem Museum stand.

Ich strich über das alte Holz. Entgegen der üblichen Kühlschrankmaterialien fühlte es sich recht warm an. Mich beschlich ein unangenehmes Gefühl. Sollte dieses Gerät für das Verschwinden der zwölf Menschen verantwortlich sein? In meiner Karriere bei der TCA hatte ich schon viel erlebt – wahnsinnige Superverbrecher, Thunfisch-Frauen, Kuschelmonster, um nur einige zu nennen, aber ein mordender Kühlschrank war mir noch nie untergekommen.

Aber es gab für alles ein erstes Mal.

Ohne weiter in Erinnerungen zu schwelgen, schloss sich meine Hand um den Griff des angeblichen Kühlgerätes. Ich atmete noch einmal tief durch, dann öffnete ich den ...

Ich bekam keine Chance, den Gedanken zu Ende zu führen. Etwas strahlte mir aus dem Inneren entgegen, riss an mir und zog mich fort. Mein Bewusstsein legte eine Mittagspause ein.

Etwas nagte an mir. Rüttelte an meiner Hose. Biss mich dahin, wo es besonders weh tun konnte.

Ich schlug die Augen auf, um sie sofort wieder zu schließen. Das konnte doch nicht wahr sein.

Noch einmal holte ich tief Luft, sammelte mich und öffnete erneut die Augen.

Ich sah einen strahlend blauen Himmel, ein paar Vögel, die weit über mir ihre Kreise zogen und – ein Pferd, das nach meinem besten Stück zu beißen schien.

»Böses Pferd. Husch, weg mit dir!«

Meine Aufforderung wirkte tatsächlich. Das Tier wieherte kurz und trottete dann davon.

Aus dem Hintergrund erklang eine fremde Stimme. »Bernhard, was machst Du da? Hast Du schon wieder eine Leiche angeknabbert?«

Bernhard? Wer zum Henker nennt sein Pferd denn Bernhard? War ich etwa in ein Irrenhaus teleportiert worden? Dagegen sprach zumindest, dass ich unter freiem Himmel lag.

»He, Sie sind ja gar nicht tot.«

Jemand beugte sich über mich. Ein älterer, dünner Mann mit einem Schnauzer und einem Spitzbart. Er trug eine Art Hemd, einen altertümlichen Mantel und einen Cowboyhut. Moment, ein Cowboyhut? Mir schwante Böses.

»Brillant kombiniert, Holmes. Würden Sie mir vielleicht beim Aufstehen helfen?

Der Mann kratzte sich kurz am Kopf, bis er mir schließlich beide Arme entgegen streckte. »Ich heiße zwar nicht Holmes, aber helfen – kein Problem.«

Ich gab ein leises Stöhnen von mir, als ich mich endlich aufrichtete.

Meine ersten Blicke galten der Umgebung. Sie erfüllte meine Erwartungen, wenn auch nicht gerade im positiven Sinne. Ich sah hölzerne Gebäude, einige mit großer Aufschrift. *Bank* oder *Saloon*, um nur zwei zu nennen.

Aus leidvoller Jugenderfahrung – mein leiblicher Vater hatte einen sehr eingeschränkten Filmgeschmack – wusste ich, dass dies nur eines bedeuten konnte: Ich befand mich im *Wilden Westen*. Na großartig.

Ich sprach meinen Helfer darauf an. »Sagen Sie, guter Mann ...«

»Jeffrey Tambol.«

»Okay, Mr. Tambol, mein Name ist Jimmy Spider. Können Sie mir sagen, wo ich mich befinde und welches Jahr wir haben?«

»Hm ... haben Sie getrunken?«

»Ja, Wasser. Danke der Nachfrage.«

»Ach ... sind Sie einer von denen?«

»Wie meinen Sie das?«

»Später. Nun, wie dem auch sei und wer auch immer Sie sein mögen: Wir schreiben das Jahr 1843, und Sie befinden

sich gerade auf der Hauptstraße von Lightning Bay.«

»Haben Sie denn getrunken?«

Tambol sah mich nur entgeistert an.

»Ist das hier ein Vorort von San Jose?«

Der Cowboy begann zu lachen. »Komisch, dass jeder von ihnen hier die selbe Frage stellt.«

Ich hob nur verwundert die rechte Augenbraue.

»Also – nein, das ist kein Vorort von San Jose. Die große Stadt liegt gut 40 Meilen von hier entfernt.«

Wie schön. Nicht nur, dass ich offenbar eine Zeitreise hinter mir hatte, ich befand mich auch noch mitten in der Wildnis.

Was aber viel wichtiger war, war der Verbleib der zwölf Vermissten. Irgendwie ahnte ich, dass Tambol schon etwas in diese Richtung angedeutet hatte.

Aber der Mann kam mir zuvor. »Sind Sie einer der Zeitreisenden?«

»Ähm, ja. Ich denke schon. Ich bin wohl nicht der Erste, oder?«

»Nein, vor ihnen sind schon zwölf andere an genau derselben Stelle erschienen. Wissen Sie, ich bin in diesem Ort auch eine Art Hilfssheriff, und deshalb habe ich mich zum Teil auch um ihre Freunde gekümmert.«

Interessant. Die Vermissten hatten also genau denselben Weg genommen wie ich. Zwölf Menschen aus dem Jahr 2009 gestrandet im 19. Jahrhundert. Und ich war Nummer 13. Ein schlechtes Omen?

»Und wo befinden sich die Leute jetzt?«

Mein Begleiter senkte seinen Blick. Meine Frage schien ihn verstummt lassen zu haben.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?«

Er antwortete, ohne mich wieder anzusehen. »Sie sollten gehen.«

»Ich gehe schon mein ganzes Leben lang. Nun ja, vielleicht nicht immer. Als ich geboren wurde vielleicht noch nicht, auch nicht im Schlaf, aber ...«

»Verschwinden Sie!« Er hob seinen Kopf wieder und sah mich starr und mit verzogener Miene an. »Laufen Sie weg, wenn ihnen ihr Leben lieb ist. In diesem Ort sind Sie des Todes.«

Langsam wurde es merkwürdig. »Was meinen Sie damit? Warum sind Sie plötzlich so wütend?«

Tambol ballte seine Hände zu Fäusten und erhob sie drohend. »Ich bin nun mal von freundlicher Natur. Aber ich kann auch anders. Sie sollten gehen. Das ist kein Ort für Menschen wie Sie. Das mussten ihre Vorgänger schon erfahren.«

Eine Gänsehaut legte sich auf meinen Nacken. Ich ahnte Böses.

»Sie wissen nicht, was für ein Mensch ich bin. Die anderen Leute waren Zufallsopfer. Aber ich mache das aus beruflichen Gründen. Sie könnten mich auch als eine Art Sheriff oder Polizist sehen. Ich habe die Aufgabe, das Verschwinden der zwölf Leute, die wahrscheinlich in diesen ... Zeittunnel geraten sind, aufzuklären. Und glauben Sie mir, ich habe in meinem Job täglich mit tödlichen Gefahren zu kämpfen.«

Tambol atmete tief durch, dann nickte er. »Also gut. Folgen Sie mir. Ich werde Ihnen alles zeigen.« Er wies auf ein Haus am Ende der Straße, dessen Fenster mit Brettern verriegelt waren. Dass Tambol mir da kein 5-Sterne-Hotel zeigen wollte, lag wohl auf der Hand.

Auf dem Weg erfuhr ich einige Einzelheiten von meinem Begleiter. »Sie müssen wissen, Mr. Spider, Lightning Bay war nicht immer so ein verlassen und verflucht wirkender Ort wie jetzt. Noch vor sechs Monaten florierten hier die Geschäfte, weil man in der Nähe Gold entdeckt hatte. Der Ort wurde förmlich von Arbeitern, Glücksrittern und reichen Geschäftsleuten überrannt.

Aber leider kamen mit den vielen neuen Bewohnern auch einige weniger nette Gesellen in diese Gegend. Seit gut zwei Monaten terrorisiert eine siebenköpfige Bande Lightning Bay und alle umliegenden Orte. Sie rauben die Goldschürfer aus, überfallen Geschäfte und Bewohner, und was das schlimmste ist – sie morden. Und das nicht etwa nur, um an Geld zu gelangen, sondern einfach aus purer Lust. Ich habe Berichte aus Stantonville – das liegt etwa sechs Meilen von hier entfernt – gehört, wonach sie dort an einem Tag vierzig Menschen getötet haben sollen. Vor drei Tagen haben sie dann auch bei uns zugeschlagen ...«

Er wies auf das verlassen wirkende Haus, das wir mittlerweile erreicht hatten. Wirklich einladend wirkte es nicht auf mich, aber ich musste es betreten, um endlich Gewissheit zu erlangen.

Langsam ging ich auf die Holztür zu, die nur lose in den Angeln hing. Als ich den Griff fasste, hielt ich plötzlich die ganze Tür in der Hand. Da hatte jemand ganze Arbeit geleistet.

Im Inneren empfing mich ein Gestank, als hätte jemand einen gewaltigen Leichenschmaus veranstaltet und die Bescherung nicht weggeräumt. Und genauso sah es auch aus.

Mir stockte für einen Moment der Atem. Zwölf Leichen lagen auf dem Boden verteilt, und alle trugen Kleidung aus

dem 21. Jahrhundert.

Ich trat näher an sie heran. Ein Polizist in San Jose hatte mir kurz Fotos der Vermissten gezeigt. Ich erkannte alle wieder. Der Kaufhausdetektiv hatte sogar noch sein Namensschild an der Jacke hängen.

Ich beugte mich zu ihm hinunter. Wie man mir mitgeteilt hatte, hatte der Mann auch eine Waffe bei sich getragen. Ich griff unter seine Jacke, fand auch das Holster, doch es war leer.

Sicher hatte einer aus der Gangster-Bande sich die Pistole unter den Nagel gerissen.

Noch einmal warf ich einen Blick auf die Toten, dann hatte ich genug von dem Anblick. Ich ging wieder hinaus.

Eigentlich war damit mein Job erfüllt. Ich hatte das Verschwinden der zwölf Menschen aufgeklärt, wenn auch nicht gerade zu deren Vorteil. Dennoch – so einfach wollte ich nicht wieder verschwinden. Ich konnte die Menschen in diesem Ort nicht einfach im Stich lassen.

Unter der strahlenden Sonne erwartete mich Jeffrey Tambol, der mir stumm zunickte. Ein kleiner Vogel flog am blauen Himmel seine Bahnen.

Schließlich fand er doch seine Sprache wieder. »Jetzt wissen Sie, warum ich Sie fortschicken wollte.«

Ich strich mir über meine Haare. »Aber im Gegensatz zu denen da drin kann ich mich wehren. Wo wir gerade dabei sind – haben Sie eigentlich schon mal versucht, etwas dagegen auszurichten?«

»Sicher. Der eigentliche Sheriff von Lightning Bay – Gott habe ihn selig ...« Er schlug ein Kreuzzeichen. »... hatte sogar erwirkt, dass ein U.S. Marshal mit einer Truppe von zehn Nationalgardisten sich um die Bande kümmern sollte.

Eines Tages ritt er in die Berge hinaus, um die Gangster zu stellen – und kam nie zurück. Seitdem gibt es kaum noch Hoffnung für uns.«

Das sah alles andere als gut aus. Diese Verbrecher mussten echte Profis und dabei auch gnadenlose Psychopathen sein. Ich dachte kurz an den Überfall auf das *Starlight Inn* in Manchester vor einigen Wochen. Auch da hatte ich gegen eine ganze Bande gnadenloser Räuber gekämpft. Allerdings hatte ich da auch Rückendeckung von Tanja Berner und einem Koch. Wie es hier aussah, wusste ich noch nicht.

»Wie viele Menschen befinden sich eigentlich noch in Lightning Bay?«

»21, mich eingeschlossen. Die meisten davon verstecken sich im Saloon.«

»Hm.« Ich überlegte, was ich als Nächstes tun sollte. »Lassen Sie uns dorthin gehen. Und auf dem Weg erklären Sie mir alles, was Sie noch über diese Bande wissen.«

Er stimmte mir zu, und so machten wir uns auf den Weg.

»Eigentlich habe ich schon fast alles gesagt. Aber vielleicht helfen ihnen diese zwei Dinge noch weiter: Zum einen besteht die Bande aus sechs Männern und einer Frau, ihr Anführer heißt wohl Joseph oder so ähnlich. Zum anderen kündigen sich ihre Überfälle stets dadurch an, dass ein Falke für einige Zeit über dem Ort kreist.«

Ich wies mit einem Finger gen Himmel. »So einer wie der kleine Piepmatz, der die ganze Zeit über unseren Köpfen kreist?«

Tambol zuckte zusammen und schaute nach oben. »Genau so einer!« Nach kurzer Pause fügte er noch hinzu: »Oh mein Gott!«

Eine Fahne von Staub und Sand umwirbelte sie. Sieben Pferde, sieben Reiter, sieben gnadenlose Gangster, dazu entschlossen, den kleinen Ort vor ihren Augen endgültig zu entvölkern.

In ihrer Mitte befand sich ihr Anführer. Kein muskulöser Mann, aber jemand, der sich pfeilschnell bewegen konnte und mit seinen Waffen jeden aus dem Weg räumte, bevor derjenige überhaupt den Gedanken fassen konnte, sich zu wehren.

Seine Augen blickten in eine Ferne, die kein anderer Mensch überhaupt fassen konnte. Irgendwo am Horizont schien sich der Blick zu verlieren. Aber er sah etwas ganz anderes. Zwei Männer. Der Hilfssheriff und ein Neuankömmling. Ein Mann aus der Zukunft.

Seine Augen verengten sich, wurden zu Schlitzen. Dabei veränderten sich seine Pupillen. Aus einem unauffälligen Braun wurde langsam ein strahlendes Gelb. Seine runde Iris wuchs und wuchs, bis sie schließlich die gesamte Breite des Auges einnahm. Nur am Rand strahlte noch etwas gelbe Farbe hindurch. Seine Augen hatten sich verwandelt.

In die Augen eines Falken ...

Endlich befand ich mich im Saloon. Sechzehn angsterfüllte, aber auch misstrauische Augenpaare schienen mich mit ihren Blicken durchlöchern zu wollen.

Sechzehn Menschen, von denen ich keine Hilfe erwarten konnte.

So stand ich allein gegen sieben gnadenlose Verbrecher ...

Zur gleichen Zeit, ganz in der Nähe, öffnete sich erneut das Zeittor. Ein Mann trat heraus. Er trug einen schwarzen Anzug, eine schwarze Krawatte und einen schwarzen Hut. Sein Gesicht bedeckte ein brauner Vollbart.

Beide Hände umschlossen großkalibrige Pistolen.

Und er kannte nur ein Ziel: den Tod von Jimmy Spider ...

Eine Staubfahne wehte hinter den sieben Gäulen her, die mit hoher Geschwindigkeit den Hang hinunter, dem Ort entgegen ritten. Die gnadenlosen Sieben waren wieder unterwegs ...

Jimmy Spider und die gnadenlosen Sieben - Teil 2 einer Doppelfolge

Ein Mann stand hinter der Bar und putzte Gläser, zwei weitere schnitzten nervös an einem Holzstück herum. Eine vierköpfige Familie drängte sich Hilfe suchend an ihren Vater und Ehemann. Fünf *Cowboys* spielten im Hintergrund an einem Tisch Karten und taten so, als ginge sie das alles nichts an. Und drei Frauen tuschelten aufgeregt in der hintersten Ecke der Bar, eng aneinander gedrängt.

»Die besten Männer sind schon lange weg.« Das hatte

Jeffrey Tambol gesagt, der sich neben mir auf einen Hocker gesetzt hatte. »Wenigstens haben sie uns ein paar Gewehre hinterlassen.«

Wie um diese Aussage zu untermauern, hob der Wirt eine der angesprochenen Waffen hinter dem Tresen hervor. Auch der Familienvater hob demonstrativ sein Gewehr. An dem Pokertisch sah ich ebenfalls einige Waffen lehnen.

Ich hatte den Männern und Frauen erklärt, wer ich war und dass ich ihnen helfen wollte. Einige hatten gelacht, andere abgewunken. Lediglich Jeffrey Tambol, der Hilfssheriff sowie der Wirt, ein ziemlich übergewichtiger Typ namens Earl Gray (wer's glaubt, wird selig), hatte ich überzeugen können.

Ich überprüfte meine Waffen. Meine Desert Eagle steckte entsichert in meinem Hosenbund. Dazu befanden sich noch drei Ersatzmagazine in meinem Jackett. Außerdem steckte in einem Schaft an meiner rechten Wade ein Dolch. Ihn hatte ich schon seit Jahren nicht mehr benutzt, aber für Notfälle immer dabei.

Wie sehr hätte ich mir in dieser Situation meinen Einsatzkoffer herbeigewünscht. Die TCA hatte mir gerade erst ein neues Exemplar zur Verfügung gestellt, aber ich hatte nicht gedacht, ihn bei diesem Fall zu benötigen. Ein fataler Irrtum. Wenn ich nur an all die schönen Handgranaten dachte. Und die Flasche Wodka ...

Ich riss mich selbst aus meinen abschweifenden Gedanken und wandte mich an Tambol. »Sagen Sie, was ist eigentlich mit den restlichen vier Einwohnern?«

Jeffrey Tambol seufzte. »Da wäre einmal mein Vater, John Tambol. Er ist über 90, bettlägerig und kann deshalb nicht hierher kommen. Außerdem fehlen Adam Sexton, sein Bru-

der Bill und dessen Frau Kathleen. Ihnen gehört die örtliche Bank. Sie wurden schon drei Mal von der Bande ausgeraubt und sie haben sich jetzt in ihrem Geschäft verschanzt, sollten die Gangster wieder auftauchen.«

Ich nickte. »Aber wenigstens kann man davon ausgehen, dass die Sieben nicht ohne Weiteres in den Saloon eindringen können, oder?«

Diesmal antwortete mir der Wirt. »Wenn die hier rein wollen, werden wir sie mit Schrot eindecken.«

»Das ist gut. Dann werde ich versuchen, die Sextons zu erreichen. Es würde mich sehr überraschen, wenn die Bande nicht zuerst die Bank überfallen würde. Kommt jemand mit?«

Die Frage hatte ich eher spontan gestellt. Eigentlich erwartete ich nicht, dass sich wirklich jemand bereit erklärte. Doch ich irrte mich.

Jeffrey Tambol stand auf und zog seinen bisher von mir unbemerkt gebliebenen Revolver aus dem Holster an seiner Hüfte. »Ich komme mit. Allein werden Sie das nie schaffen.«

»Okay, dann lassen Sie uns gehen.«

Gemeinsam traten wir aus dem Saloon ins Freie.

Mein erster Blick galt dem Himmel. Der Falke war verschwunden.

»Sagen Sie, Mr. Tambol, wo liegt eigentlich die Bank?«

Er wies von uns aus nach rechts. »Fast am anderen Ende des Ortes. Aber nicht auf der Hauptstraße.«

Wir schritten eine staubige und sandumwehte Straße entlang. Ich zog meine Desert Eagle, hielt sie aber zunächst noch gesenkt.

Als wir in einen Seitenweg traten, warf ich zuerst einen

vorsichtigen Blick um die Ecke. Nichts zu sehen.

»Am anderen Ende der Straße, das vorletzte Haus. Das ist die Bank.«

Ich sagte nichts und betrat wortlos und vorsichtig den Weg. Eine unnatürliche Ruhe hatte sich über Lightning Bay gelegt. Wenn die Bande tatsächlich schon im Ort war, hätte man doch zumindest schon das Traben der Pferde hören müssen.

Langsam gingen wir auf die Bank zu. Die Sonne strahlte unerbittlich auf uns herab. Ich überlegte mir, ob ich mir nicht auch einen Cowboyhut zulegen sollte. Wenn mich mein nächster Fall allerdings nach Alaska oder in den Himalaja führen sollte, wäre die Investition allerdings eine unnötige Belastung der TCA-Spesen. Obwohl es da schon viel unnötigere Sachen gegeben hatte. Ich musste nur an meinen jungen Kollegen Steven McLaughington denken, der es einmal geschafft hatte, zwei Dollar für ein Kondom auf sein Spesenkonto zu setzen. Dagegen war ...

Ein Schuss – ein Schrei!

Ich war während des Gehens komplett in Gedanken versunken und hatte meine Umgebung außer Acht gelassen.

Sofort warf ich mich auf den Boden und suchte nach dem Schützen.

Nur Zentimeter neben mir explodierte ein Pfosten zu einer Wolke von Splittern. Weitere Schüsse krachten. Kugeln schlugen neben mir auf der Straße ein.

Ich hetzte auf ein Haus zu und hörte ein Lachen.

Als ich mich im Lauf umdrehte, entdeckte ich eine Silhouette auf dem gegenüberliegenden Hausdach. Ohne Vorwarnung drückte ich ab.

Ein Treffer ließ den Angreifer zurückschleudern. Er ver-

schwand aus meinem Blickfeld. Ob er tot war oder nur verletzt, konnte ich nur raten.

Erst jetzt bemerkte ich, dass ich die ganze Zeit über nichts von Jeffrey Tambol gehört hatte.

Dann entdeckte ich ihn. Er lag mit dem Gesicht auf der Straße. Sein Hinterkopf war nichts weiter als eine blutige Wunde. Ich musste schlucken.

Vorsichtig drehte ich meinen Begleiter auf den Rücken. Sein Blick zeigte noch all den Schrecken, den er in der letzten Sekunde seines Lebens erlitten hatte. Ich schloss ihm die Augen, während eine Gänsehaut über meinen Körper lief. Sein Tod war so sinnlos gewesen.

Über mir erklang ein Schrei. Im nächsten Moment schienen mehrere Tonnen Gewicht auf meinen Rücken zu fallen.

Der Angreifer! Ich hatte ihn völlig vergessen.

Der Schlag, der mich am Rücken traf, trieb mir alle Luft aus der Lunge. Ich brach zusammen, hielt aber meine Waffe eisern fest.

Keuchend wand ich mich über den Boden und versuchte verzweifelt, mich umzudrehen.

»Hast du gedacht, ich wäre erledigt? Falsch gedacht. Jetzt bekommst du die Quittung.«

»Neeein!« Mit aller Kraft warf ich mich herum. Tränen hatten sich in meinen Augen gesammelt und verschleierten mir die Sicht. Aus Verzweiflung schoss ich einfach drauflos. Wieder und wieder drückte ich ab, in der Hoffnung, den Mörder von Jeffrey Tambol zu treffen.

Klick, Klick, Klick. Das Magazin war leer.

Ich drehte mich auf die Seite, ohne meine Umgebung wirklich wahrzunehmen. Zumindest lebte ich noch, und von dem Revolverheld war nichts zu hören.

Mit zittriger Hand griff ich in meine Jacke und zog ein schmales Etui hervor. Darin befand sich etwas, das jedes im Außeneinsatz befindliche TCA-Mitglied besaß, es aber nur im äußersten Notfall einsetzen durfte.

Ich öffnete das Etui. Etwas, das aussah wie eine gegrillte Erbse, kam zum Vorschein. Ich steckte sie mir in den Mund, biss zu und schluckte die Reste herunter.

Etwa eine halbe Minute lag ich in dieser Position, beinahe ohne Bewusstsein. Dann setzte die Wirkung ein.

Die Luft kehrte in meine Lungen zurück, meine Schmerzen verschwanden. Ich fühlte mich plötzlich, als schwebte ich auf Wolke sieben, vielleicht auch auf der achten oder neunten.

Ohne Probleme erhob ich mich.

Mein Chef hatte mir einmal erklärt, dass diese Bällchen die Früchte einer offiziell ausgestorbenen Pflanze seien, die die Azteken einst benutzten, um ihre schwer verletzten Krieger zu neuen Kämpfen aufzuputschen. Dies wirkte ungefähr eine halbe Stunde, dann kehrten sie wieder in ihren vorherigen Zustand zurück.

Wenn ein Krieger diese Frucht allerdings zu oft benutzte, hatte das fatale beziehungsweise tödliche Folgen. Seine inneren Organe wurden durch den Fruchtsaft förmlich zersetzt, die Krieger starben unter größten Qualen.

Irgendwie mussten einige wenige Pflanzen in den Besitz der TCA gelangt sein, um die Früchte an die Mitarbeiter weiterzugeben. Aber benutzen durfte man sie eben nur im äußersten Notfall aufgrund ihrer Gefährlichkeit.

Nachdem sich mein Blick geklärt hatte, sah ich den Angreifer vor mir liegen. Seine Brust war mit blutigen Wunden übersät. Trotzdem zuckte er noch.

Ich beugte mich zu ihm hinab. Der Mann – es war ein relativ dünner Mann mit roten Haaren und einem Ziegenbart – flüsterte etwas vor sich hin.

Ich hielt mein Ohr fast direkt an seinen Mund, dann erst hörte ich ihn sprechen. »Joseph wird dich kriegen, Joseph wird dich kriegen, Joseph wird dich ...«

Stille. Der Mann war tot.

Zumindest hatte ich jetzt die Bestätigung, dass der Anführer der Bande Joseph hieß. Viel weiter brachte mich das allerdings auch nicht.

Ich senkte noch einmal den Blick zu meinem toten Begleiter. Dabei kam mir eine Idee. Für einen Moment schaltete ich meine Gewissensbisse aus und nahm ihm seinen Revolver ab.

Zwei Waffen waren schließlich besser als eine. Und bei meinem Verschleiß an Kugeln (wenn ich für jeden Gegner ein Magazin bräuchte, sähe es düster für mich aus) waren ein paar zusätzliche Patronen Gold wert.

Nachdem ich auch meine Desert Eagle nachgeladen hatte, setzte ich meinen Weg zu der Bank der Sextons fort, diesmal zwar allein, dafür mit einer Waffe in jeder Hand.

Der Mann ärgerte sich.

Alles hatte danach ausgesehen, als wäre Spider erledigt gewesen, aber dann war er wie ein Springteufel wieder emporgeschossen.

Wie war das möglich? Unwichtig.

Er vertraute weiter darauf, dass die plötzlich aufgetauchte Gangster-Bande seine Arbeit übernehmen würde. Und

wenn nicht ... würde er es eben sein, der Jimmy Spider mit Kugeln spickt.

Eine kleine Windhose wehte über die schmale Straße. Außer dem Rascheln, das sie abgab, war nichts zu hören. Aber ich verließ mich nicht darauf. Meine Gegner waren sicher Meister darin, sich lautlos und unsichtbar anzuschleichen.

Die Bank war im Prinzip nicht zu übersehen – spätestens die vier Lettern, die am Vordach des Gebäudes angebracht waren, machte jedem Fremdling unmissverständlich klar, dass dies hier sicher keine Sauna war.

Als ich meinen linken Fuß auf die Diele der zur Eingangstür führenden Holzterrasse setzte, knarzte es unter mir, als läge eine Eselsdame in den Wehen.

Nur einen Moment später flogen mir schon die ersten Schüsse um die Ohren. Ich warf mich nach rechts und versteckte mich neben der Tür

Aus der Bank schrie man mir etwas entgegen. »Verschwindet, ihr verdammtes Räuberpack. Noch mal lassen wir uns nicht ausrauben.«

Das fing ja gut an. Ich versuchte zu schlichten. »Ich bin kein Räuber. Nur ein harmloser Kunde.« Die Tatsache, dass ich aus der Zukunft kam, wollte ich erst einmal wohlweislich verschweigen.

Ich hörte einige Stimmen innerhalb des Gebäudes miteinander tuscheln. Schließlich erbarmte sich jemand, mir zu antworten. »Also gut, kommen Sie rein. Aber stecken Sie Ihre Waffen weg – sonst gibt's Blei zum Mittagessen.«

»Danke, ich habe keinen Hunger.«

Ich steckte meine Waffen in die Hose und schloss meine Jacke darüber, bevor ich in das Gebäude trat. Ich sah drei Schalter, zwei davon waren mit bewaffneten Männern, einer mit einer Frau besetzt.

Beide Männer hielten ihre Gewehre im Anschlag.

»Keine Sorge – ich bin wirklich kein Räuber. Im Gegenteil, ich bin hier, um Ihnen zu helfen.«

Die Frau fing an zu kichern. »In der Verkleidung?«

Bevor ich mich über diesen Kommentar brüskieren konnte, spürte ich plötzlich den kalten Lauf eines Revolvers in meinem Nacken. Ein Flüstern erklang an meinem linken Ohr. »Beweg dich nur einen Zentimeter und du bist tot.«

Rechts neben meinem Kopf erschien aus dem Nichts der Lauf eines Gewehres.

»Eine Falle!«, schrie einer der Sextons, bevor neben mir ein wahrer Donnerhall mein Trommelfell erzittern ließ.

Einer der Sextons fiel schreiend zu Boden, der andere drückte sofort ab.

Links neben mir schlug eine Bleiladung ins Holz.

Von meinem Nacken verschwand der Lauf. Ich nutzte sofort die Chance, warf mich zu Boden und zog meine beiden Waffen. Währenddessen gab der Gewehrträger seinen zweiten Schuss ab.

Zwei Männer in langen Ledermänteln – das war das Einzige, was ich in der Kürze der Zeit registrieren konnte. Mit beiden Pistolen schoss ich.

Einer der beiden wurde an der Schulter getroffen, der zweite am rechten Bein. Doch der Revolverträger schoss zurück.

Etwas glühend Heißes sengte an meinem rechten Ohr entlang, bevor ich wieder abdrückte.

Zwei Kugeln trafen ihn direkt in den Kopf.

Inzwischen hatte der zweite Cowboy ein drittes Mal geschossen, wieder auf die Sextons. Danach warf er sein Gewehr weg und zog einen Revolver. Bevor er jedoch schießen konnte, hechtete er aus der offenen Tür und versteckte sich an der Hauswand.

Stöhnend stand ich auf. Mein Ohr brannte höllisch, und von den Sextons war nichts mehr zu hören. Wenn ich nicht schnell genug reagierte, konnte ich den Schweigenden auch bald Gesellschaft leisten.

Jetzt musste ich gnadenlos sein. Ich zielte auf die Stelle der Wand, hinter der ich den zweiten Banditen vermutete, und drückte einfach ab.

Nichts passierte. Kein Schrei, kein dumpfer Knall.

Vorsichtig spähte ich nach draußen. Außer dem Typen, dem ich in den Kopf geschossen hatte, war niemand zu sehen.

Mit der Ruhe war es aber schnell vorbei.

Eine gewaltige Explosion (zumindest vermutete ich das zunächst) ließ hinter meinem Rücken das Holz des Bankgebäudes bersten. Die Druckwelle schleuderte mich wie ein Spielball auf die andere Straßenseite.

So ungefähr musste sich ein Fußball vorkommen, wenn er mit voller Wucht an den Pfosten geschossen wird. Aber glücklicherweise war ich kein Fußball, und auch der Pfosten blieb mir erspart, dafür landete ich aber mitten im gegenüberliegenden Wohnhaus.

Zum Glück war niemand zu Hause, so konnte sich nämlich auch niemand über die Zerstörungen beschweren, die ich in meiner Einflugschneise hinterlassen hatte.

Ich versuchte, mich hinzusetzen. Da die Wirkung der *Erb-*

se noch nicht nachgelassen hatte, spürte ich im Prinzip keine Schmerzen. Wie das in ein paar Stunden aussehen würde, wollte ich mir lieber gar nicht ausmalen.

Langsam richtete ich mich auf und drehte mich wieder der Bank zu. Oder besser gesagt dem Ort, an dem eben noch die Bank gestanden hatte. Denn außer ein paar geschwärzten Trümmern und vereinzelt kleinen Bränden war an dem Ort nichts mehr zu sehen.

Ich öffnete ein wenig mein Hemd, da mir jetzt doch etwas mulmig wurde.

Offensichtlich arbeiteten meine Gegner nicht nur zu siebt und schwer bewaffnet, sondern auch mit Sprengstoff. Und es waren immer noch fünf Gangster übrig.

Bevor ich aus dem Haus trat, sammelte ich noch meine Waffen ein.

Die Sonne stand noch immer wie ein riesiger Glutball über der Stadt, die mittlerweile noch ausgestorbener schien als zuvor. Nicht mal ein Tier ließ sich blicken. Auch kein Falke.

Ich entschied mich, ein wenig durch Lightning Bay zu schlendern. Da die Bank zerstört, die Sextons wohl tot und Jeffrey Tambol ebenfalls aus dem Leben geschieden war, hatte ich keinerlei Fixpunkte mehr, an die ich mich halten konnte.

Ich schlenderte an den Ruinen vorbei. Dort konnte wirklich keiner überlebt haben.

Mein Weg führte mich an einer Hufschmiede vorbei, nur von den tierischen Kunden war weit und breit nichts zu sehen.

Plötzlich ereilte mich ein allzu bekanntes Gefühl. Kalter Stahl am Nacken.

»Keine Bewegung, du verfluchter Bastard.«

Den Gefallen tat ich ihm nicht. Ich ließ mich einfach fallen und trat sofort nach hinten gegen seine Beine.

Mein Gegner schrie auf und fiel. Ich sprang ihn sofort an, um ihn zu entwaffnen.

Doch ich hatte nicht mit seiner schnellen Reaktion gerechnet. Er legte an und feuerte auf mich.

Nur wenige Zentimeter neben meiner rechten Schulter rauschten die Geschosse vorbei.

Im nächsten Moment hatte ich seine Waffenhand herum. Etwas knackte, der Gangster verzog schmerz erfüllt das Gesicht und ließ seinen Revolver fallen.

Dann bekam ich einen satten Tritt in meinen Magen, der mich gut zwei Meter zurück schleuderte.

Durch die Aufputsch-Frucht verspürte ich jedoch keine Schmerzen und richtete mich sofort auf. Im selben Moment sprang auch der Gangster auf, zog ein langes Messer und schlug nach meinen Waffen.

Die Klinge traf zwar nicht meine Finger, aber der Schwung reichte aus, um mir die Pistolen aus den Händen zu prellen.

Ein breites Grinsen erschien zwischen langen Barthaaren, die das Gesicht meines Gegners überwucherten. »Jetzt wirst du bluten wie ein Schwein.«

Humpelnd kam er auf mich zu. Erst jetzt bemerkte ich die Schusswunde an seinem rechten Bein. Dieser Typ war also der zweite Cowboy, der die Sextons angegriffen hatte.

Ich ließ ihn kommen. Als er nahe genug herangekommen war und er sich zu sicher fühlte, nahm ich mit meinem rechten Bein Schwung und verpasste ihm einen wuchtigen Tritt zwischen die Beine.

Der Messerträger ächzte, verdrehte die Augen und wankte.

Ein Schlag gegen sein Kinn verschaffte ihm endgültig ein Reiseticket ins Land der Träume.

Ich konnte mich leider kaum über meinen Erfolg freuen, denn hinter mir erklang ein Räuspern.

Ich drehte mich herum. Eine Sekunde später dachte ich, dass ich das lieber nicht getan hätte, denn hinter meinem Rücken hatten sich zwei schwer bewaffnete Männer mit Ledermantel und Hut aufgebaut.

Wie abgesprochen schritten sie gleichzeitig auf mich zu.

Nach meinen Waffen zu suchen hatte keinen Sinn, denn jede Bewegung hätte sofort mein Ende bedeutet.

Ein Gangster blieb vor mir stehen, der zweite ging an mir vorbei.

Bevor ich fragen konnte, wohin er wollte, erhielt ich die Antwort auf eine besonders unangenehme Weise. Ein Schlag auf meinen Hinterkopf schickte mich in eine tiefe Bewusstlosigkeit.

Der Mann aus der Zukunft, die für ihn die Gegenwart war und in der Vergangenheit seinen Auftrag erfüllen wollte, während seine Gegenwart schon wieder Richtung Zukunft glitt und somit ebenfalls Vergangenheit wurde, womit die gegenwärtige Vergangenheit bald schon wieder in die Gegenwart der Vergangenheit übergang, dieser Mann wartete noch immer in einer sicheren Position.

Er sah, wie die Bank zerstört wurde, wie Spider gegen seine Gegner kämpfte und schließlich ihrer Übermacht unter-

lag.

Gut so. Sollte diese Bande doch seinen Job erledigen.

Aber wenn sie versagen sollten – wonach es zurzeit eher nicht aussah – würde er zur Stelle sein und Jimmy Spider töten ...

Als ich erwachte, blickte ich direkt gegen den Schein der untergehenden Sonne.

Glücklicherweise hatte die *Erbse* noch immer nicht ihre Wirkung verloren, weshalb ich keinerlei Kopfschmerzen verspürte.

Dafür erschienen vor meinen Augen die Gesichter zweier stoisch dreinblickender Mitglieder der Mörderbande. Ein Mann und eine Frau.

Die schwarzhaarige Frau konnte man sogar als relative Schönheit bezeichnen, wäre da nicht der absolut kalte Ausdruck in ihrem Gesicht und der Revolver in ihrer linken Hand.

Der Mann half mir auf die Beine.

Ich blickte mich um. Anscheinend befand ich mich auf einer Holzplattform irgendwo mitten im Ort. Wahrscheinlich war das der Platz, auf dem der Galgen seine Gäste empfing.

Hinter mir erklang eine tiefe und grollende Stimme. »Du bist also derjenige, der sich angeschickt hat, meine Gefährten und mich im Alleingang zu besiegen. Ich gebe zu, du hast Mut, aber in Zeiten wie diesen ist Mut tödlich.« Das musste dieser Joseph sein. Er legte eine kurze Pause ein, um seine Worte wirken zu lassen. »Dreht ihn herum!«

Mein *Helfer* riss mich herum. Als ich sah, wer da mit mir gesprochen hatte, traute ich meinen Augen kaum.

Der Mann musste über zwei Meter groß sein. Gekleidet war er wie seine Kumpane in einen braunen Ledermantel, sein Kopf wurde von einem sehr breiten Cowboyhut bedeckt. Er schien sehr muskulös zu sein, denn seine Gestalt war alles andere als dünn.

Aber das Mysteriöseste an ihm war sein Gesicht. Von diesem war nämlich unter der Hutkrempe nichts zu sehen, nur Schwärze. Ausgenommen die Augen, die in einem hellen Gelb leuchteten. Kurze Zeit später verschwand die Farbe fast vollständig, nur zwei helle Kreise zeugten in der Schwärze davon, dass diese Gestalt auch Augen besaß.

Der Mann hob arrogant seinen Kopf. Für einen Moment war sein Gesicht wie ein Schattenriss zu sehen, aber ich konnte kaum etwas richtig erkennen. Nur die Augen - innerhalb der dünnen gelben Kreise waren die Augen schwarz wie die Nacht.

War das überhaupt noch ein Mensch? Ich dachte für einen Augenblick an den Falken, seinen Begleiter.

Wie auf ein gedankliches Stichwort hin landete das Tier auf seiner linken Schulter. Der Falke hatte tatsächlich dieselben Augen, nur die gelbe Umrandung fehlte.

»Nun, Mister, haben Sie mich eingehend studiert?«

Ich nickte vorsichtig.

»Dann werden Sie wahrscheinlich ahnen, mit wem Sie es hier zu tun haben. Ihr Schicksal ist besiegelt.« Er wies mit seiner linken Hand auf etwas. Mein Blick folgte den Fingern. Ich sah meine Desert Eagle und den Revolver auf dem Boden liegen. So nah und doch unerreichbar.

Als ich mich wieder Joseph zuwandte, sah ich eine Waffe,

die aus meiner Zeit stammen musste, in seiner rechten Hand. Dies musste die Waffe des Kaufhaus-Detektivs sein. Er gab sie seiner Helferin.

Wo sich sein dritter Kumpan (es waren schließlich noch vier übrig) befand, sah ich nicht. Auch der Typ, dem ich ein paar Rühreier geschenkt hatte, war nicht zu sehen. Wahrscheinlich machte er noch immer Sonderurlaub im Land der Träume.

Der Gangster, der mich am Jackett gepackt hatte, gab mir einen Schlag auf die Schultern. Ich sackte in die Knie. Genau das hatte er wohl erreichen wollen.

Die schwarzhaarige Dame neben mir legte mit der Pistole aus der *Zukunft* auf meinem Kopf an.

Joseph sprach mich wieder an. »Namenloser Fremder, du hast dich an dem Tod zweier Mitglieder der gnadenlosen Sieben und der Verletzung eines weiteren Mitglieds schuldig gemacht. Die Strafe dafür ist der Tod. Er wird in den nächsten Sekunden vollstreckt. Hast du noch ein paar letzte Worte zu sagen?«

Ich hatte schon oft in scheinbar ausweglosen Situationen gesteckt, aber dass man mich mitten im Wilden Westen hinrichten wollte, war mir noch nie passiert. Wahrscheinlich würde es auch kein nächstes Mal geben können. Aber ohne ein Wort wollte ich mich nicht von dieser Welt verabschieden.

»Ich habe schon viele Leute gesehen, die einen ganz schönen Vogel haben. Aber jemand, der auch noch selbst wie ein Vogel guckt, ist mir noch nicht untergekommen. Kein Wunder, dass du komplett den Verstand verloren hast, bei so viel Gevögele.«

Die Worte hatten Joseph offenbar schwer getroffen. Er

ballte seine Hände zu Fäusten und gab seiner Kumpanin den alles entscheidenden Befehl. »Schick ihn zur Hölle.«

Ich hörte den Schuss, noch einen weiteren, und im nächsten Moment etwa noch ein halbes Dutzend neuer Salven.

So schwer konnte es doch nicht sein, mich aus der Entfernung zu treffen.

»Wohl kein Zielwasser getrunken, wa...« Die Worte blieben mir im Halse stecken, als meine Henkerin blutüberströmt neben mir zusammenbrach.

Aus den Augenwinkeln sah ich eine Gruppe von Männern, die auf das Podest zu rannten. Ich erkannte Earl Gray, den Wirt, sowie die fünf Pokerspieler und den Familienvater. Alle mit Gewehren und Revolvern bewaffnet.

Vor mir zog Joseph einen riesigen Revolver (Dirty Harry wäre vor Neid erblasst) und wollte auf die Meute anlegen.

Ich nutzte die Gunst der Stunde und sprang zu meinen Waffen hinüber. Als ich sie in den Fingern hielt, richtete ich sie auf den Anführer der selbst ernannten gnadenlosen Sieben.

»Joseph!«

Der riesenhafte Cowboy gab einen Schuss ab, bevor der zu mir herumfuhr. Seine Augen zirkulierten wieder in einem grellen Gelb.

Ich feuerte mit beiden Waffen gleichzeitig. Wieder und wieder drückte ich ab.

Der Riese wurde mehrfach durchgeschüttelt, fiel aber nicht.

Ich stellte das Feuer ein, sah, dass Joseph rückwärts wankte, und richtete meine Aufmerksamkeit auf das restliche Geschehen.

Der zweite Hinrichtungs-Helfer lieferte sich ein wildes

Feuergefecht mit den Dorfbewohnern. Einer der Poker-Cowboys lag bereits am Boden, ein Zweiter wurde gerade von einer Kugel getroffen und fiel.

Gleichzeitig schlugen mehrere Geschosse in den Körper des Banditen. Blut spritzte umher, während der Gangster langsam zu Boden sank.

Auf der anderen Straßenseite erschien auf einem Hausdach eine weitere Silhouette. Ein Mann mit einem Gewehr. Er schoss auf die mutigen Männer.

Earl Gray fiel schreiend zu Boden, während ich versuchte, auf den letzten Angreifer zu zielen.

Auch die anderen Männer entdeckten jetzt den Gangster.

Ich schoss, und auch alle anderen drückten ab.

Der letzte der gnadenlosen Sieben wurde regelrecht von Kugeln zersiebt, bevor er vom Dach des Hauses stürzte.

Neben mir erklang plötzlich das Wiehern eines Pferdes.

Ich sah einen schwarzen Gaul, wie er auf Joseph zulief.

Dem schienen die Kugeln wenig ausgemacht zu haben. Er schwang sich auf sein Pferd und gab ihm die Sporen.

Das Tier riss seine Vorderhufe weit in die Höhe. Währenddessen rief mir Joseph einen Abschiedsgruß zu. »Dieses Mal hast du gewonnen, aber wir werden uns wiedersehen. Der Geist der gnadenlosen Sieben lebt in mir weiter, und wenn die Zeit gekommen ist, wird die Rache mein sein.«

Sein Pferd stand mittlerweile wieder unruhig auf der Stelle. Allerdings nur solange, bis Joseph ihm erneut die Sporen gab und es in einem rasenden Tempo davon ritt. Der Falke flog im Eiltempo hinterher. Wenig später war der Gangster meinem Blickfeld entschwunden.

Bevor ich zu meinen Rettern ging, entwand ich noch mei-

ner toten Möchtegern-Henkerin die Pistole des Kaufhaus-Detektives und steckte sie ein.

Zufrieden zog ich eine Siegerzigarre hervor und zündete sie mir genussvoll an.

Der Mann, der Jimmy Spider aus seiner Zeit in die Vergangenheit gefolgt war, hatte seine Pläne geändert.

Nachdem die gnadenlosen Sieben gescheitert waren, trat er durch das Zeitportal und landete wieder in dem Kaufhaus.

Dort bereitete er eine besondere Überraschung für Jimmy Spider vor. Eine tödliche ...

Der Abschied von den Dorfbewohnern fiel herzlich und dennoch traurig aus. Bei der letzten Schießerei hatten zwei weitere Männer ihr Leben verloren. Earl Gray war lediglich an der Schulter getroffen worden und damit quasi mit einem blauen Auge davongekommen.

Ich bedankte mich für ihren Mut, der mir letztendlich das Leben gerettet hatte.

Sie versprachen mir, dass, falls Joseph noch einmal zurückkehren sollte, sie gewappnet waren.

Der einzige Überlebende der Bande - Joseph ausgenommen - , jener Gangster, den ich an einer äußerst empfindlichen Stelle getroffen und danach ausgeknockt hatte, wurde in eine Arrestzelle gesperrt und sollte dort bleiben, bis ein Marshal ihn abholen würde.

Nach einem kurzen Abschiedstrunk begab ich mich wieder zurück zu der Stelle, an der ich das Zeittor vermutete.

Ich atmete noch einmal tief durch und sprang dann dem unsichtbaren Tor entgegen.

Die Reise klappte tatsächlich, nur war die Ankunft alles andere als angenehm.

Ich steckte fest, in einer tiefen Dunkelheit und von allen Seiten eingeklemmt. Langsam ahnte ich, was passiert war. Jemand hatte die Kühlschrankschranktür geschlossen.

Ich versuchte, das Gerät zum Wanken zu bringen. Immer wieder ruckelte ich herum, bis der Kühlschrank schließlich umfiel.

Meine Lage hatte sich dadurch allerdings nicht wirklich gebessert. Wenn mich nicht bald jemand befreite, würde mir über kurz oder lang die Luft ausgehen.

Endlich hörte ich Schritte, die auf den Kühlschrank zukamen. Jemand öffnete die Tür. Das Gesicht einer blonden Frau mittleren Alters erschien.

Die Dame verdrehte die Augen und verschwand wieder aus meinem Blickfeld.

Ich kroch aus dem Kühlschrank heraus und sah, dass die Frau ohnmächtig auf dem Boden lag.

Offenbar war sie von meinem Anblick einfach zu überwältigt gewesen ...

Jimmy Spider und das Auge von Crivos

»Haben Sie Ihrem Bericht noch etwas hinzuzufügen?«

»Nicht, dass ich wüsste. Sie vielleicht?«

Der Mann vor mir zerzauste sich wütend die Haare. »Was glauben Sie eigentlich, was das hier ist? Eine Witzveranstaltung?«

»Wenn Sie das sagen ...« Ich blickte demonstrativ auf meine Uhr.

Damien Arias, der stellvertretende Leiter der Personalabteilung der TCA, atmete tief durch. »Wie dem auch sei – entgegen meiner Empfehlungen wird der letzte Fall für Sie ohne Konsequenzen bleiben. Im Gegenteil, mein Vorgesetzter spricht ihnen sogar ein ausdrückliches ...« Arias holte noch einmal tief Luft. »... Lob aus.«

»Dafür kann ich mich nur bedanken.«

Mein Gegenüber streckte mir drohend den linken Zeigefinger entgegen. »Treiben Sie es nicht zu weit, Mr. Spider. Sie wissen ganz genau, dass es für alle gefährlich ist, wenn man in den Lauf der Zeit eingreift. Unsere Spitzenkräfte im Bereich der Geschichtswissenschaft überprüfen zurzeit, ob sich durch ihr Handeln etwas in der Historie verändert hat, das zuvor nicht bekannt war. Und wenn sie etwas finden, dann bin ich der Erste, der Sie über Ihre Entlassung informiert.«

»Sie sind wirklich zu gütig, Mr. Arias.« Ich stand auf und deutete eine Verbeugung an.

Der braunhaarige Mann tippte an seine Brille. »Ich behalte Sie im Auge.«

Arias ordnete irgendwelche losen Blätter auf seinem Schreibtisch. »Außerdem werden Sie vor Ablauf einer

zweimonatigen Frist keine neue Machita erhalten.«

Machita war der Name der *Erbse*, der mir beim Kampf gegen die gnadenlosen Sieben quasi das Leben gerettet hatte, dafür hatte ich die letzten zwei Tage im Krankenhaus verbringen dürfen, als ich zu spüren bekam, was passiert, wenn diese Wunderpflanze ihre Wirkung verliert.

Nachdem ich das wenig erbauliche Gespräch mit Damien Arias (das laut meines Chefs reine Routine nach einem Zeitreisefall und der Benutzung der Machita war), dessen Abneigung gegen mich ich mir nicht erklären konnte, beendet hatte, begab ich mich zurück zu meinem Büro.

Auf meinem Schreibtisch lagen noch einige Akten zu meinen letzten Fällen, die ich zu archivieren hatte.

Bevor ich mich in irgendeiner Weise in meine wenig actionreiche Arbeit vertiefen konnte, öffnete sich hinter mir die Tür zum Büro meines Chefs.

Emerson, der Butler, trat mit einem Tablett in der Hand heraus. »Man möchte Sie sprechen, Sir.«

»Ich komme.« Ich ahnte schon, dass es mit der ruhigen Zeit vorbei war. Kaum war ich wieder halbwegs auf den Beinen, würde man mich wieder zu irgendeinem paranormalen Allerweltsjob in die Pampa schicken.

Als ich durch die Tür trat, hielt mir Emerson sein mit kleinen Brotschnittchen belegtes Tablett hin. »Häppchen, Sir?«

Ich lächelte kurz und nahm mir ein Stück.

Kauend trat ich vor den ausladenden Schreibtisch meines Chefs. Der hielt mir eine dünne Akte entgegen. »Ein neuer Auftrag für Sie. Es geht nach Griechenland. Genauer gesagt auf die Insel Crivos.«

»Nie gehört.«

»Wäre auch sehr merkwürdig. Die Insel ist eine Basis des

griechischen Geheimdienstes und wird deshalb in keinem Lexikon erwähnt und ist auf keiner Karte zu sehen.«

»Die haben bestimmt Probleme mit dem Tourismus.«

Mein Chef verdrehte die Augen. »Wie auch immer – vor Ort erwartet Sie bereits Simon McLaughington. Er wird Sie mit allem versorgen, was Sie brauchen.«

»Sie meinen wohl Steven McLaughington.« Die Erinnerung an diesen Kollegen ließen mein Herz nicht gerade erblühen.

»Nein, ich meine Simon. Er ist Stevens Zwillingbruder.«

Ich nahm meinem Chef die Akte ab. »Schockierend.«

Mein Vorgesetzter schaute mich entgeistert an.

Als ich mich verabschiedete und aus dem Büro trat, drehte ich mich noch mal zu meinem Chef um. »Ach, und richten Sie der Mutter der beiden bitte mein tief empfundenes Beileid aus.«

Danach machte ich mich auf den Weg nach Griechenland

...

Crivos lag genau dort, wo man die Insel eines Geheimdienstes vermutete: irgendwo im Nirgendwo.

Weit und breit um das relativ kleine Eiland herum war kein Flecken Land zu sehen. Ansonsten schien der Ort auch merkwürdig ausgestorben. Auf der Basis des Geheimdienstes befand sich zurzeit niemand, da wir erst die Lage sondieren sollten. Nur der Hubschrauber, mit dem wir gekommen waren und in dem ein Pilot auf uns wartete, füllte diesen Platz mit etwas Leben.

Simon McLaughington war so ziemlich das absolute Ge-

genteil von seinem Zwillingenbruder – schwarzhaarig, übergewichtig, aber immerhin mit einem Sinn für geschmackvolle Kleidung. Die Größe seines schwarzen Anzugs hatte er haargenau seinem Körperumfang angepasst.

Irgendwie wollte ich die familiäre Verbindung nicht ganz glauben und fragte nach. »Und Sie sind wirklich der Zwilling von Steven McLaughington?«

Er tippte an seine Sonnenbrille, die er auf seine Haare hochgezogen hatte. »Wir sind zweieiige Zwillinge, nur damit Sie beruhigt sind.«

Ich nickte ihm vielsagend zu. Dieser Mann war mir irgendwie suspekt. Warum wusste ich auch nicht so genau. Vielleicht, weil ich schwer nachvollziehen konnte, wie zwei Zwillingenbrüder so unterschiedlich sein konnten.

Jedenfalls befanden wir uns zurzeit in einer Höhle, um die sich der gesamte Fall drehte.

Ein liebestolles Geheimdienstpäarchen hatte auf der Suche nach einem abgeschiedenen Platz zum Balztanzaufführen (sich am Strand den körperlichen Gelüsten hinzugeben war wohl bei Agenten nicht mehr *in*) diese Höhle entdeckt. Dabei war ihnen eine Steininformation aufgefallen, die wie ein einzelnes Augenlid ausgesehen hatte. Als die beiden übermütig an dem Gebilde getippt hatten, hatte sich ein Auge geöffnet. Ein riesiges Auge.

Kurzerhand hatten die beiden lieber die Flucht eingeschlagen, als von einem lüsternen Auge beobachtet zu werden. So war schließlich die TCA ins Spiel gekommen.

Nun suchten wir in eben jener Höhle nach dem Auge. Es sollte sich irgendwo tief in der Höhle befinden.

Die Spezialtaschenlampen der TCA stachen mit ihren breiten Strahlen tief in die Dunkelheit.

Einige aufgeschreckte Fledermäuse huschten durch die Lichtkegel.

»Kaum zu glauben – so eine kleine Insel, aber so eine tiefe Höhle.« Mein vorübergehender Partner hatte das Schweigen gebrochen, das in den letzten Minuten zwischen uns geherrscht hatte.

»Irgendwo wird es schon ein Ende geben.« In meinen Worten schwang auch etwas Ungeduld mit. Irgendwie war ich doch gespannt auf das Auge.

Endlich erblickten wir durch unsere Lampen das Ende der Höhle. Ein vorgelagerter Felsen, etwa doppelt so hoch wie ein durchschnittlicher Mensch, markierte den Abschluss, dem nach einigen Metern blanke Steinwände folgten.

Dieser Fels musste es sein, um den sich alles drehte. Noch hatte ich das Lid nicht entdecken können. Praktischer wäre es gewesen, wenn der Fels auch eine Brille getragen hätte.

Als ich näher herantrat und meine Hände über das Gestein gleiten ließ, spürte ich auch eine halbmondförmige Erhebung. Ich trat zurück und leuchtete die Stelle direkt an.

»Wow!«, erklang es hinter mir.

Tatsächlich, in dem Fels war ein Augenlid abgebildet.

Wieder sprach mich Simon McLaughington von hinten an. »Und wie sieht Ihr Plan jetzt aus?«

»Plan A: Wir bringen das Auge dazu, dass es sich öffnet.«

»Und wie wollen Sie das anstellen?«

Ich überlegte. Ausziehen wollte ich mich nicht unbedingt, wie es die Geheimdienstler getan hatten. Vielleicht war Anklopfen eine geeignete Alternative.

»Überlassen Sie das nur mir, Mr. McLaughington.«

»Wie Sie meinen. Sie sind der Boss.«

Schön, dass er so einsichtig war.

Ich trat wieder direkt an das Lid heran. Es war etwa zwei Meter breit. Ich entschied mich dafür, genau gegen die Mitte zu klopfen.

Nichts passierte.

Als Nächstes schlug ich etwas fester gegen den Fels.

Keine Reaktion.

Plötzlich kam mir eine dritte Möglichkeit in den Sinn.

Ich setzte sie sofort in die Tat um und versuchte, das Auge zu kitzeln. »Kitzekitzikitzi.«

Ob mein kindliches Geflüster oder meine Kitzeleinlage dazu geführt hatte, wusste ich nicht, aber in den nächsten Sekunden kam Bewegung in das Lid.

Ich trat zurück und stellte mich neben meinen Kollegen.

Das Lid öffnete sich, verbunden mit einem lauten Knirschen, und gab ein Auge mit sehr großer, blauer Pupille frei.

Mehr passierte nicht.

Mein Kollege hob seine linke Hand und winkte dem Auge zu. »Hallo. Wir, ähm ... kommen in Frieden.«

Ich schlug meine rechte Hand vor die Stirn. Offenbar waren die beiden Brüder doch nicht so unterschiedlich, wie ich gedacht hatte.

Das Lid verengte den Blick des Auges. Es sah so aus, als wollte uns der Fels fixieren.

Plötzlich zitterte die Erde. Ein Grummeln erfüllte die Höhle, und vor uns brach der Fels auseinander.

Im nächsten Moment erkannte ich, dass ich mich geirrt hatte. Der Fels brach nicht auseinander, er gab das frei, was sich bisher in ihm befunden hatte – ein riesiger Kopf.

Aus dem Höhlenboden gruben sich noch zwei gewaltige

Arme und der Rest eines massigen Körpers hervor. Obwohl die Höhlendecke sehr hoch war, wirkte es, als würde das Wesen vor uns liegen müssen, um hier rein zu passen.

Mein Kollege stieß mich nervös von der Seite an. »Was zum Teufel ist das, Mr. Spider?«

»Ich würde mal tollkühn vermuten, ein Zyklop. Auch wenn ich diese Typen bisher für eine Legende gehalten habe.«

Unter dem Auge des Zyklopen erkannte ich eine Nase und ebenfalls riesige Lippen. Diese verzogen sich zu einem grimmigen Lächeln, bevor sie auseinanderklappten und den Blick auf eine ganze Reihe spitzer Zähne freigab, über die gierig eine Zunge leckte.

Erneut stieß mich Simon McLaughington von der Seite an. »Sagen Sie, wie sieht eigentlich ihr Plan B aus?«

Ich brauchte nicht lange zu überlegen. »Wegrennen, so schnell wir können.«

»Gute Idee.«

Während wir in Richtung Ausgang liefen, zog ich meine Desert Eagle. Vielleicht konnten ja Kugeln etwas gegen den Zyklopen erreichen.

Als ich zurückblickte, sah ich, dass uns der Riese sabbernd hinterher kroch.

Ich feuerte zwei Kugeln ab und hatte dabei auf das Auge gezielt.

Die Geschosse trafen voll, prallten aber an irgendetwas ab, das die Augen schützte.

Ob sich der Zyklop mit Panzerglas-Kontaktlinsen ausgestattet hatte?

Anstatt ihn aufzuhalten, wurde unser Verfolger noch schneller.

Nebeneinander rannten mein Kollege und ich auf den Ausgang zu, der mittlerweile vor uns erschienen war.

Hinter uns donnerte und rumpelte es, weil der Zyklop bei seiner Jagd keine Rücksicht auf seine Umwelt nahm.

Endlich schafften wir es aus der Höhle heraus, doch unser Verfolger war uns dicht auf den Fersen. Erst als ich nach gut 50 Metern im Freien zurückblickte, lief ich etwas langsamer.

Ich drehte mich herum und sah die Bescherung. Der Zyklop steckte fest. Die Öffnung der Höhle war wohl doch etwas zu eng für ihn (oder er hatte in der Vergangenheit zu viel fettiges Menschenfleisch gegessen).

Ich machte auch Simon McLaughington darauf aufmerksam, wollte ihn aber nicht in Sicherheit wiegen. »Wir laufen trotzdem zum Hubschrauber. Wer weiß, wie lange der da stecken bleibt.«

»Okay.«

Als der Pilot uns in seinem Cockpit auf dem Landeplatz der Geheimdienstbasis erkannte, warf er die Rotoren an. Offenbar hatte er schon ein ungutes Gefühl.

Hastig sprangen wir ins Innere.

Der Pilot drehte seinen Kopf herum und sprach uns verwundert an. »Wo ist das Problem? Habt ihr schon einen Insekoller?«

Ich wies nervös in die Richtung, aus der wir gekommen waren. »Mörderzyklop auf 3 Uhr.«

»Wie?«

»Fliegen Sie schon, verflucht.«

»Okay, ok ... oh mein Gott.«

Jetzt sah auch der Pilot, was ich zuvor schon mit Schrecken festgestellt hatte: Der Zyklop hatte es geschafft, sich

aus der Höhle zu befreien und lief auf uns zu.

Ich rüttelte an den Schultern des Piloten. »Nun fliegen Sie schon. Oder wollen Sie unbedingt auf dem Speiseplan des Zyklopen landen.«

Endlich reagierte der verängstigte Mann und ließ den Hubschrauber abheben. Gerade im richtigen Moment, denn der Zyklop wollte schon nach dem Fluggerät greifen wie nach einem gezuckerten Donut.

Seine Pranke verfehlte uns.

Wir gewannen an Höhe. Noch einmal versuchte der Zyklop, nach uns zu greifen, sprang sogar hoch, doch wir waren bereits außer Reichweite.

Der Pilot hatte sich wieder einigermaßen gefangen. »Wo soll's jetzt hingehen?«

Mein Kollege sah mich erwartungsvoll an. Ich wusste nicht, was er von mir wollte, aber ich gab dem Piloten eine Antwort. »Nur weit weg von hier. Den Zyklopen überlassen wir dem Geheimdienst. Vielleicht hilft ihnen das Monster, den Tourismus in der Gegend anzukurbeln.«

McLaughington atmete tief durch, der Pilot dagegen schüttelte nur den Kopf und nahm Kurs auf das Festland.

Ich dagegen zog eine Zigarre hervor und freute mich, obgleich das Monster noch lebte, als vielleicht erster moderner Mensch einem Zyklopen entkommen zu sein.

Jimmy Spider und die schwarze Box

Es war ein lauer Sommertag. Eine kühle Brise blies durch die Straßen von Manchester, als wollte der Wind die Ankunft des Herbstes ankündigen.

Kaum ein Mensch bewegte sich um diese Zeit im Schein der untergehenden Sonne zwischen den vielen für die Stadt typischen roten Backsteinhäusern. Bei dem Wetter verbrachten viele lieber den Abend zu Hause, bei Freunden, im Kreis der Familie oder allein vor dem Fernseher.

Ein Mann allerdings war weit entfernt von alledem – ich, Jimmy Spider. Ein streng geheimer und geheimnisvoller Geheimauftrag hielt mich von etwaigen Film- oder gar Familienattacken fern.

Besonders verbittert war ich darüber nicht, denn mein (leiblicher) Vater und meine Ex-Frau konnten mir eigentlich gestohlen bleiben. Meine Tochter vielleicht nicht, aber das war eine andere Geschichte.

Jedenfalls befand ich mich trotz aller melancholischer Gedanken in einer noblen Villa am Stadtrand von Manchester. Allerdings nicht, um hier eine Party zu feiern (wobei sich der Pool im Keller eigentlich dazu anbot – was wohl mein Chef dazu sagen würde?), sondern um zwei für die TCA und andere Geheimorganisationen enorm wichtige Wissenschaftler zu schützen. Was genau die beiden so wichtig machte – streng vertrauliche Waffenexperimente, Frankenstein's Erbe oder gar der Bau einer Zeitmaschine – war mir allerdings unklar.

Aber immerhin waren sie wichtig genug, um gleich vier TCA-Agenten für diesen Fall abzustellen. Neben mir waren das Ellen Forsythe (eine blonde Mittvierzigerin, die mir als

sehr emotionslos beschrieben wurde - und diese Ankündigung im vollen Umfang erfüllt hatte - und ungefähr so viel Sympathie ausstrahlte wie ein halb verhungertes Eisbär in der Wüste Gobi), Steven McLaughington (sein Zwillingbruder wäre mir lieber gewesen) und Jack Rollins, der für den kurzfristig erkrankten Dave Logger eingesprungen war.

Ich stand am Fuß einer ausladenden Wendeltreppe und blickte empor. Die aus sündhaft teurem Marmor geschaffenen Stufen führten, beobachtet von einigen mir unbekanntem ältlichen Herren, deren Porträts an den Wänden hingen, in den ersten Stock, in dem sich auch die Wissenschaftler befanden. Genauer gesagt saßen sie unter Bewachung von Jack Rollins an einem Tisch im Wohnzimmer (das ungefähr so groß war wie das Haus, in dem ich - wohl gemerkt nicht alleine - wohne) und tranken Tee. Wie klischeehaft.

Klischee hin oder her, Forsythe, McLaughington und ich patrouillierten an drei unterschiedlichen Stellen im Haus, um auch ja kein verdächtiges Staubkorn zu unseren *Klienten* durchzulassen.

Die Villa selbst gehörte früher einem gewissen Lord Henry Jenkins, der nach seinem recht blutigen Ableben durch eine dämonische Schere aus unerfindlichen Gründen der TCA seinen gesamten Besitz vermacht hatte. Das Schneidegerät befand sich mittlerweile ebenfalls im Scheinhimmel.

Mein Funkgerät, oder besser dessen Rauschen, riss mich aus meinen Gedankengängen. Ich zog es aus seiner Tasche, die an meiner Hose befestigt war, und erfuhr sogleich, wer mich sprechen wollte.

»Kaninchen an Fuchs, bitte melden.« Das konnte nur Steven McLaughington sein.

Ich verdrehte die Augen, bevor ich antwortete. »Hören Sie auf mit diesen Kinderspielchen. Sprechen sie gefälligst normal.«

»Ja, Mr. Fuchs ... äh, Mr. Spider.«

Ich tippte mir geistesabwesend an die Stirn. War das ein Albtraum? Ich beschloss, McLaughingtons vorherige Aussagen einfach zu ignorieren. »Was ist denn nun?«

»Tja, nun, ich glaube, ich habe eine Spinne gesehen.« Bevor ich ihm etwas entgegnen konnte, fügte er noch hinzu: »Nein, nehmen Sie es nicht persönlich. Aber sie sah nicht normal aus. So übergroß. Aber ich habe sie auch nur für einen kurzen Moment gesehen.«

In meinem Inneren verstärkte sich das Bedürfnis, das Funkgerät einfach in den nächsten Mülleimer zu werfen. Aber dann sagte mir mein Verstand, lieber jedem kleinsten ungewöhnlichen Vorfall nachzugehen, sei er auch noch so bizarr.

»Also gut ... bleiben Sie, wo Sie sind – Moment, wo sind Sie überhaupt?«

»In der Küche.« Welch Überraschung ...

»Ich komme zu Ihnen. Warten Sie dort!«

»Okay, Kaninchen En ... ähm, bis gleich.«

Ohne mir weitere Gedanken über die Inkompetenz meines Kollegen zu machen, begab ich mich auf den Weg zur Küche. Sie befand sich in einem Nebenflügel des ersten Stocks.

Statt mich nun mühsam die Treppe hinauf zu quälen, begab ich mich zu einem Aufzug (der gute Lord hatte wohl etwas Geld zu viel) und fuhr nach oben. Nach einem schie-

ren Labyrinth aus Gängen, Flügeln und verschiedenen Sälen fand ich schließlich die Küche, bei der jeder noch so erfolgreiche Profikoch vor Neid erblasst wäre. Sie hatte fast die Größe eines Tennisplatzes. Herde, Tischplatten, Kühl-, Eis- und Geschirrschränke säumten diese ... Moment, ich war doch nicht hier, um mir in einer ... prachtvollen, unheimlichen Kü... nein, nicht ablenken lassen ... wo war ich? Ach ja, ich war doch nicht hier, um mir mit einer solchen glanzvollen Küche mein Hirn wässrig zu denken, oder etwa doch? Hmmm ...

Neben mir erklang eine mir wohlbekanntere Stimme. »Raus hier, Mr. Spider, der Gashahn hat ein Leck.«

»Aber diese Küche, sie ist ...«

»Voll von Gas, das Ihr Hirn erweicht.«

Steven McLaughington zog mich aus diesem anmutig schönen Raum und schloss hinter mir die Tür. Nachdem er mich vor ein offenes Fenster gestellt hatte, verklangen allmählich meine Lobpreisungen auf die Küche und machten meinem eher rational eingestellten Verstand Platz. Dabei konnte ich noch nicht einmal kochen!

Halbwegs gefestigt wandte ich mich meinem jungen Kollegen zu und nickte dankend. »Das war wirklich knapp.«

McLaughington lächelte knapp. »Knapp und mysteriös. Die Küche war nämlich auch der Raum, in dem ich die *Spinne* zuletzt gesehen habe. Wer weiß, ob das Austreten des Gases nicht Absicht war.«

»Ob Absicht oder nicht, wir müssen die Wissenschaftler evakuieren. Wer weiß, wohin das Gas schon gedrungen ist. Ein kleiner Funke kann explosive Folgen haben. Ich werde mal Rollins und Forsythe anfunken.«

Das eigentlich schon für die Fütterung des Mülleimers

eingepflanzte Funkgerät war nun Gold wert. Ich zog es aus meiner Jackentasche und versuchte, Kontakt zu erhalten. »Fuchs ruft Forsy ... ach Quatsch.« Ob es das Gas war, das mich wieder erwischte, oder ein Erinnerungsfetzen an McLaughingtons bizarren Funkruf, würde ich wohl nie erfahren. »Spider ruft Forsythe, bitte kommen!«

Nichts tat sich. Ich versuchte es erneut, aber ohne Erfolg.

Ich wusste, dass Ellen Forsythe in einem Saal, der zum Wintergarten führte, Wache hielt. Bevor ich mich auf den Weg zu ihr machte, wandte ich mich noch einmal an meinen Kollegen. »Wann haben Sie die Spinne etwa zuletzt gesehen?«

»Das ist höchstens drei, vier Minuten her. Aber sehen ist zu viel ges...«

Bevor er seine Rede zu Ende gebracht hatte, drehte ich mich um und lief in Richtung des vermutlichen Aufenthaltsortes meiner Kollegin.

Der Saal, in dem Ellen Forsythe Wache halten sollte, hatte die ungefähre Größe eines halben Fußballfeldes. An der den Fenstern gegenüberliegenden Wand befand sich ein überdimensionaler Kamin. Landschaftsbilder und Porträts säumten die Wände und sorgten normalerweise für eine heimelige Atmosphäre.

Nicht so bei mir. Die Stille in diesem Raum machte mich nervös. Eigentlich hätte ich schon längst etwas von meiner Kollegin hören sollen. Dass dies nicht der Fall, konnte nur bedeuten, dass ihr etwas Schlimmes widerfahren war – oder sie hatte sich irgendwo schlafen gelegt.

Während ich durch die halbe Villa hierher gelaufen war, hatte ich auch Jack Rollins angefunkelt, um ihn vorzuwarnen, dass möglicherweise jemand oder etwas in das Gebäude eingedrungen war. Er hatte mir erklärt, die Augen offen zu halten (ich hatte auch nicht erwartet, dass er nach einer solchen Nachricht ein Nickerchen halten würde), aber auf eine Evakuierung hatten wir zunächst verzichtet.

Ich ging an einer ausufernden Minibar vorbei und wandte mich einer Gruppe von schwarzen Ledersesseln zu, die die Mitte des Saals bildeten.

In der rechten Hand hielt ich, nur zur Sicherheit, meine Desert Eagle.

Langsam näherte ich mich der Sitzgelegenheit, ohne mit Bestimmtheit sagen zu können, warum. Es war nur so ein Gefühl. Wenige Sekunden später sah ich mich bestätigt. Zwischen den Sesseln ragten zwei am Boden liegende Beine hervor.

Sofort beschleunigte ich meinen Gang. Nachdem ich zwei Sessel passiert hatte, sah ich die Bescherung: Ellen Forsythe war tot. In ihren weit aufgerissenen Augen stand noch wie eingemeißelt ein kaum nachvollziehbarer Schrecken.

Eine Verletzung entdeckte ich zunächst nicht. Erst als ich einen Blick auf Forsythes Stirn warf, sah ich ein kleines Loch. War sie erschossen worden? Wenn ja, steckte in ihrem Kopf womöglich die kleinste Kugel der Welt. Ausgehend davon, dass auch die verwendete Pistole sehr klein gewesen sein musste, hatte ich es hier womöglich mit mordenden Zwergen zu tun.

Bei näherer Betrachtung wirkte das Loch allerdings nicht wie eine Schusswunde. Vielmehr erschienen mir die Wundränder wie verbrannt. Als hätte sich ein extrem dün-

ner Strahl in ihre Stirn gefräst ...

Ich drehte die Tote auf den Bauch. Nach einigem Gewusel durch Forsythes chlorfrei blondiertes Haar fand ich schließlich auch eine Austrittswunde. Sie fühlte sich genau so an, wie die auf der Stirn.

Klackackacklacklacklack ...

Was war denn das? Ich richtete mich sofort auf, aber nichts war zu sehen. Nur ein leerer Saal.

Ich dachte an die *Spinne*, die Steven McLaughington gesehen hatte. War sie es, die ...

Klacklacklacklack.

Ich drehte mich herum. Die Geräusche mussten aus der Umgebung der Minibar gekommen sein. Hatte ich es mit einer Alkoholiker-Spinne zu tun?

Langsam ging ich auf den Tresen der Bar zu. Im Hintergrund standen noch immer unberührt Hunderte Flaschen. Nichts hatte sich verändert, außer ... außer der schwarzen Box, die auf dem Holz des Tresens lag. Sie war etwa so groß wie eine Männerhand, in der Form eines Würfels. Wer hatte sie dort hingelegt?

Ich war versucht, die Box hochzuheben, doch eine innere Stimme hielt mich davon ab. Irgendwie wirkte die Box gefährlich auf mich. Aber warum?

Etwas öffnete sich. Ein kreisrundes Loch erschien vor meinen Augen. Ich versuchte hineinzublicken und sah etwas, das mich an eine Kamera erinnerte. Oder an ...

»Oh shit!« Ich ließ mich im selben Augenblick zu Boden fallen, als ein rötlicher Laserstrahl über mich hinwegschuchte und in der gegenüberliegenden Wand verschwand.

Das hatte die Box nicht umsonst getan. Ich schoss ihr di-

rekt ins *Auge*.

Zumindest dachte ich das, aber die Kugel prallte wirkungslos an der Außenwand ab. Einzig die Einschlagswucht trieb das schwarze Etwas einige Zentimeter zurück. Das Loch war verschwunden.

Nun wurde es langsam unheimlich. Hatte ich es hier mit einer Killer-Box zu tun?

Als ob mir das Ding meine Frage auf seine Art beantworten wollte, kam es wieder in Bewegung. An vier verschiedenen Stellen fuhren stiftdicke silbern glänzende *Antennen* hervor. Aus der Oberseite der Box erschien die größte. Plötzlich klappte die Spitze auseinander und fing an, sich mit großer Geschwindigkeit zu drehen. Im nächsten Moment hob die schwarze Box vom Tresen ab. Erst da sah ich, dass sich auch die anderen drei silbernen Stifte in eine Art Propeller verwandelt hatten.

An der Vorderseite öffnete sich wieder das Loch. Und die Box flog direkt auf mich zu.

Ich sprang auf und hechtete der Sesselgruppe entgegen. Hinter mir hörte ich nichts weiter als ein leises Rauschen.

Hinter einem der Sessel fand ich eine provisorische Deckung. Na ja, zumindest hatte ich das gehofft, aber nur wenige Zentimeter neben meiner linken Hand durchdrang ein roter Strahl wie Butter das sündhaft teure Leder. Jenkins würde im Grabe rotieren, wenn er davon erführe.

Das war mir aber im Moment egal, denn ich wollte nicht die nächste *Butter* werden. Deshalb schoss ich erneut.

Vier Kugeln jagten der Box entgegen. Zwei gingen fehl und zerstörten die Glastür zum Wintergarten. Die anderen zwei aber trafen, eine fuhr sogar in das Loch an der Vorderseite.

Die schwarze fliegende Box geriet ins Schlingern, fing sich aber wieder und flog mit halsbrecherischer (was, wenn man die Physiognomie der Box näher betrachtete, sicher nicht allzu gefährlich war) Geschwindigkeit über mich hinweg, der Tür entgegen.

Ohne zu zögern stand ich auf und lief hinterher.

Die Tür, durch die die Box entfleucht war, führte in Richtung des Heimkinos. Dafür hatte sich der Lord einen weiteren, etwas kleineren Saal einrichten lassen.

Ich ging daran vorbei, ohne eine Spur der Box zu finden. Offenbar gehörte sie nicht unbedingt zu den Filmfreunden.

Ein langer Gang führte mich zu einer recht engen Treppe, die in einem nicht beleuchteten Untergeschoss zu münden schien. Ich zögerte. Sollte ich wirklich da hinunter?

Etwas rauschte leise im Hintergrund. Instinktiv ließ ich mich auf den Boden fallen. Hätte ich das nicht getan, wäre ich wohl als Schweizer Käse in die ewigen Jagdgründe eingegangen. Gleich drei Laserstrahlen huschten über mich hinweg, bevor die Box mir aus dem Dunkel entgegen flog.

Ich schoss erneut, aber die Kugel verfehlte ihr Ziel. Dafür raste die Box über mich hinweg in den Gang, aus dem ich gekommen war. Einmal atmete ich durch, dann nahm ich die Verfolgung auf. Dabei zog ich erneut mein Funkgerät hervor und versuchte Jack Rollins zu erreichen. Aber statt seiner Stimme drang mir nur ein leises Knistern und stinkender Qualm entgegen. Offenbar war das Gerät bei einem der Laserschüsse tödlich getroffen worden.

Während ich durch die Gänge der Villa lief und dem leisen Rauschen der fliegenden Box folgte, kam mir der Gedanke, dass ich schon einmal mit ähnlichen Geräten zu tun hatte. Damals, als ich auf dem fliegenden Schiff vor der

Küste Brasiliens meinem Urahn Geoffrey McShady begegnet war, waren wir auch von fliegenden Killermaschinen angegriffen worden. Diese waren zwar etwas größer gewesen und hatten anders ausgesehen, aber eine gewisse Ähnlichkeit mit den Fertigkeiten der schwarzen Box waren nicht von der Hand zu weisen. Damals hatte ich nicht herausfinden können, wer mir diese Roboter geschickt hatte. Mein Vorfahre hatte mir nur etwas von einer riesigen Wolke und einer von ihr ausgehenden Gefahr berichtet.

Aber was hatten die zwei Wissenschaftler und diese Box mit den Vorfällen von damals zu tun? Oder gab es gar keine Verbindung und meine Fantasie ging etwas mit mir durch? Viel Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht, denn die Jagd nach der Mörderbox war nun erst einmal mein Hauptziel.

Nachdem ich minutenlang ohne Erfolg durch die Gänge und Flure der Villa gehastet war, stand ich plötzlich vor einer Treppe nach oben in den ersten Stock. Dort befanden sich auch die Wissenschaftler. Von dort erklang auch ein markerschütternder Schrei.

Mit verzerrtem Gesicht rannte ich die Treppe hoch und befand mich plötzlich in einem kleinen Raum, nach den vielen Karten und alten Büchern zu urteilen Jenkins' Arbeitszimmer. Die Tür, die es zum nächsten Raum abgrenzte, besaß ein übergroßes Guckloch. Oder aber, und das vermutete ich eher, die Box hatte sich durch das Holz einen Weg geschossen.

Wieder erklang ein Schrei. Ich warf mich gegen die Tür und flog mit ihr ins Wohnzimmer der Villa.

Als ich wieder aufspringen wollte, rollte mir ein Kopf entgegen. Die schreckgeweiteten Augen jagten mir einen

Schauer über den Rücken. Der abgetrennte Kopf gehörte einem der Wissenschaftler.

Mitten im Raum sah ich die fliegende schwarze Box, die wie irre ihre Laserstrahlen durch den Raum schickte. Der Tisch mit den Teetassen war zusammengebrochen. Auf ihm lag stöhnend Jack Rollins. Warum er stöhnte, erfuhr ich, als ich mich aufrichtete und erkannte, dass er nur noch eine Hand besaß.

Von dem zweiten Wissenschaftler fehlte jede Spur. Da schien die Box mehr zu wissen, denn sie schoss nun kontrolliert auf die mir gegenüberliegende Seite des Raumes, wo ein gewaltiger Aktenschrank quer auf dem Boden lag.

Ich überlegte, ob ich schießen sollte. Nachdem meine letzten Kugeln reichlich wenig Erfolg gezeigt hatten und nicht weit von hier entfernt Gas austrat, sah ich mich lieber nach anderen Waffen im Raum zu.

Meine Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, als ich die *Trophäenwand* des Lords erblickte. Einige Pokale hatte er dort auf kleine Regale verteilt. Dabei umgaben sie nichts anderes als einen Baseballschläger. Offenbar war Jenkins in seinen Jugendjahren ein begeisterter Anhänger dieses Sports gewesen. Das interessierte mich aber herzlich wenig. Stattdessen riss ich den Schläger einfach von der Wand und wiegte ihn in meinen Händen. In meiner Kindheit hatte ich auch öfter mit so einem Gerät gespielt. Mein Stiefvater hatte mir den Umgang damit beigebracht. Das sollte sich heute bezahlt machen.

Die schwarze Box schwebte noch immer mitten im Raum, ohne mich eines *Blickes* zu würdigen, und schoss ihre Strahlen auf den umgefallenen Schrank ab.

Ich lief ihr entgegen und holte aus. Ein kräftiger

Schwung, und der Schläger traf die Box mit voller Wucht. Der Schlag wurde zu einem Home Run. Im hohen Bogen schoss der Ball ... ähm, die Box davon, schlug durch ein Fenster und verabschiedete sich nach draußen. Ich lief zum Fenster und blickte nach draußen.

Auf der Wiese vor der Villa lag die Box in ihren letzten Zuckungen. Die Propeller waren abgefallen, und wenig später erstarben auch die letzten Bewegungen der kleinen Killermaschine.

Hinter mir wurde eine Tür aufgestoßen. Steven McLaughington stürmte herein und traute seinen Augen nicht, was für ein Schlachtfeld sich ihm bot.

Ich dagegen ging zunächst auf den ungefallenen Schrank zu. Dahinter kauerte der zweite Wissenschaftler. Er lebte! Allerdings war er wohl mehrfach an den Beinen getroffen worden.

Danach begab ich mich wie auch McLaughington zu Jack Rollins. Auch er lebte, aber er hatte bereits viel Blut verloren.

Ich holte mein Mobiltelefon hervor und rief meine Kollegen an ...

Wenige Minuten später wimmelte es in- und außerhalb der Villa nur so von TCA-Agenten und *firmeneigenen* Sanitätern und Spurensicherern. Wie es schien, würde Jack Rollins durchkommen, und auch seine Hand konnte gerettet werden. Was mit dem überlebenden Wissenschaftler werden sollte, erfuhr ich allerdings nicht.

Nachdem ich meine Aussagen gemacht hatte, hatte ich

mich mit Steven McLaughington auf zwei Bänke im Garten der Villa gesetzt. Missmutig rauchte ich eine Zigarre. Auch meinem Kollegen hatte ich ausnahmsweise eine abgegeben, doch er war so viel Mitgefühl offenbar nicht gewohnt und hustete unentwegt.

Hinter mir erklangen Schritte. Als ich mich sitzend umdrehte, sah ich eine Gruppe von vier Männern hinter mir stehen. Langsam erhob ich mich.

Meine Besucher waren Damien Arias, mit dem mich nach unserer letzten Begegnung nicht unbedingt Freundschaft verband (das beruhte wohl auf Gegenseitigkeit), mein Chef sowie Albert Scarfe, ein alter Freund meines Vaters, und dessen Leibwächter Simon.

Arias kam mir in Drohhaltung und mit ausgestrecktem Zeigefinger entgegen. »Dafür mache ich Sie verantwortlich, Sie Versager. Wegen Ihnen wäre fast die ganze Operation den Bach herunter gegangen. Sie sind Schuld an den Toten, und dafür werde ich Sie zur Rechenschaft ziehen – warten Sie es nur ab.« Noch einmal blickte er mich scharf an, dann ging er davon.

Albert Scarfe nickte mir zu. »Schön, dich mal wieder zu treffen, Jimmy.« Er reichte mir einen blauen Umschlag, wandte sich wortlos ab und ging mit seinem Leibwächter davon.

Mein Chef grinste schief. »Machen Sie sich nichts daraus. Arias kann Ihnen nichts anhaben. Zumindest gehe ich davon aus. Und ich finde, dass Sie Ihre Sache gut gemacht haben.«

Er klopfte mir auf die Schulter und wollte davon gehen. Ich hielt ihn auf und sprach ihn an. »Wissen Sie, was mich an dem Fall am meisten überrascht hat?«

»Was denn?«

»Dass Emerson nicht hier ist und uns ein Häppchen anbietet. Das hätte ich nämlich jetzt gebrauchen können.«

Mein Chef runzelte die Stirn und hob warnend den Zeigefinger. »Treiben Sie es nicht zu weit, Spider!«

Ich hob abwehrend die Hände und konnte plötzlich wieder lächeln.

Mein Chef warf mir noch einen undefinierbaren Blick zu, bevor er ging. Nun konnte ich mich wieder genüsslich meiner Zigarre widmen.

Kurz huschte mein Blick zu dem nahe gelegenen Wald. Zwischen den Schatten der Bäume glaubte ich im Schein der untergehenden Sonne für einen kurzen Moment die Silhouette eines Menschen zu sehen. Die Gestalt nickte mir zu, dann verschwand sie zwischen den Stämmen.

Verwirrt betrachtete ich meine Zigarre. »Versuch nicht, von dir abzulenken.« Dann steckte ich sie mir wieder in den Mund, legte mich zurück auf die Bank und schloss die Augen.

Ende des 2. Bandes